

VERBAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 20.

Monatlich vier Nummern.

Berlin, 19. Mai 1891.

Preis: Vierteljährlich 2 Mark 50 Pf.
in Oesterreich-Ungarn 1 fl. 50 Kr. ö. W.

37. Jahrg.

Nur eine Taubstumme.

Von Helene Pichler.

Nachdruck verboten.

Gräfin Julie von Havighorst machte Toilette, um nach dem Tode ihres Gemahls zum erstenmale wieder in der Gesellschaft zu erscheinen. Zwei Jahre lang hatte die schöne Frau in der Einsamkeit des gräflichen Besitztumes Havighorst um den Grafen Peter getrauert; zwei volle Jahre, länger also, als die Sitte der großen Welt von einer jungen und schönen Witwe fordert, und fast zu lange für die schwindende Schönheit und Jugend. Gräfin Julie hatte ihren Gatten geliebt, darum war auch die Trauer der aufrichtige Ausdruck ihres tiefen Schmerzes gewesen. Schließlich aber heilte die allmächtige Zeit das wunde Herz, Gräfin Juliens Widerstand gegenüber den zahlreichen Lodungen nach den Freuden der Welt ward schwächer und schwächer, und als gar Doris, das Kammermädchen, vor acht Tagen beim Frisieren das erste graue Haar aus dem dunklen Gelock der Frau Gräfin zog, da sandte diese noch an demselben Tage ihre bejahende Antwort auf eine Einladung ab, die kurz zuvor eingegangen war.

Es handelte sich um ein ganz eigenartiges Fest: ein indisches Fest auf einem im Hamburger Hafen liegenden, mächtigen Südbahndampfer, veranstaltet von einer großen, weltbekannten Firma Hamburgs, welche durch dieses Fest ihren neuesten „Kulturträger“ zu seiner ersten Reise nach den Karolinen-Inseln einzuweisen gedachte. Gräfin Havighorst hatte in Erfahrung gebracht, daß die Fete mit Rücksicht auf die in der Luft schwebenden „Karolinenfrage“ einen deutsch-patriotischen Charakter tragen werde und daß dementsprechend nicht nur die Größen der merkantilschen Welt und des holsteinischen Adels sich versammeln, sondern auch mehrere Vertreter der Staatsregierung aus Berlin, Koryphäen der Erdkunde, bedeutende Künstler u. s. w. ihr Erscheinen zugesagt hatten — ja, daß man die Aussicht habe, Fürst Bismarck selber werde von Friedrichsruh herüberkommen oder doch zum mindesten einen seiner Söhne schicken.

Gräfin Julie fand also genügend Anlaß, bei der Wahl ihrer Toilette zu dieser Gelegenheit äußerst sorgsam vorzugehen. Nach längerer Beratung mit Doris entschied sie sich für ein kostbares Kleid aus schwarzen Chantillyspitzen, das ihre Gestalt wie in einen duftigen Schleier hüllte, ohne die schwellenden Formen ganz zu verbergen. Jetzt, wo die schöne Frau begonnen hatte, sich wieder dem vollen, warmen Leben zuzuwenden, hatte sie auch wieder Freude am Schönen, nicht am wenigsten an ihrer eigenen Schönheit. Und sie durfte sich dieser Freude um so mehr hingeben, da dieselbe nicht der Genußsucht oder eitler Koketterie, sondern dem ruhigen Selbstbewußtsein entsprang, das einzig und allein durch strenge Pflichterfüllung erworben werden kann.

Ja, die Gräfin hatte es von dem Moment an, wo Graf Peter auf der Jagd verunglückt und mit dem tödlichen Schuß in der Brust in das Schloß getragen ward, unheimlich ernst genommen mit ihren Pflichten. Nicht nur, daß sie nicht von dem Lager des Sterbenden wich und auch nur mit Gewalt von seinem Sarge getrennt werden konnte, daß sie sich während der beiden Trauerjahre eingehend mit der Verwaltung der Güter beschäftigte und im übrigen einzig und allein der Erziehung ihres Söhnchens, des kleinen Grafen Kurt, lebte — nein, die Frau Gräfin that mehr, viel mehr, namentlich in der sanften Duldung; darüber herrschte in den Dienerräumen des Schlosses nur eine Stimme. Da war z. B. der Inspektor Knatterfeld, der natürlich zu den Leuten vom Hofe gehörte, ein Mann so ungesüßig und rauh, daß ein feines Auge durch sein Neuzeres eben so beleidigt wurde, wie ein feines Ohr durch seinen Namen. Er hatte seinen Posten bereits seit fünfzehn Jahren inne, und der selbige Herr Graf war auch gut mit ihm fertig geworden; der machte sich ja nicht zu viel aus den Manieren seiner Leute, wenn diese nur tüchtig und flott auf ihren Posten waren. Mit diesem Seebär Knatterfeld nun hatte die zarte Gräfin eine wahre Engelsgeduld, ebenso mit Georg Christian, dem alten Kutcher, der sich oft genug widerhaarig zeigte, wenn es sich um die neuen prächtigen Wagenpferde handelte, mit denen die Frau Gräfin sich gern in Ham-



Großvaters Liebling. Gemälde von G. Jakobides.

Photographie-Verlag der Münchener Kunst- und Verlagsanstalt Dr. C. Albert u. Co.

burg zeigte und die der Alte nicht hergeben wollte, weil sie noch „nicht genügend eingefahren“ seien. Beide, den Inspektor wie den Kutcher, hätte die Gräfin ja kurzer Hand entlassen können; sie that es aber nicht — aus reinem Pflichtgefühl. Hatte ihr doch der sterbende Gemahl das Versprechen abgenommen, diese beiden Bediensteten so lange zu behalten, bis der kleine Graf großjährig geworden und die Verwaltung von Havighorst selbständig übernehmen konnte.

Die Dienerschaft der inneren Apartements, die natürlich, mit Doris an der Spitze, auch dafür sorgte, daß ihre unterthänige Bewunderung in geeigneter Form der Herrin öfter zu Ohren kam, verfehlt auch nicht, ihr gefälliges Mitgefühl bezüglich eines anderen Punktes durchblicken zu lassen.

Es gab da nämlich auf Schloß Havighorst ein kleines gelbes Wesen von zehn Jahren, ein unschönes, mageres Ding, das weder hören, noch ordentlich sprechen konnte, weil es taubstumm zur Welt gekommen war. Dieses häßliche Ding hieß Erika und war das einzige Kind aus Graf Peters erster Ehe; die Mutter war bei der Geburt gestorben. Nach menschlichem Ermessen wäre das taubstumme Kind am besten in einer Zdioten- oder Taubstummenanstalt untergebracht gewesen; aber die engelsgute Gräfin Julie behielt Erika bei sich im Schloße, trotzdem sich von Tag zu Tag unheimlichere Untugenden an dem halbblödsinnigen Kinde herausstellten. Gräfin Havighorst behielt Erika aus Pflichtgefühl bei sich; hatte sie doch dem sterbenden Grafen auch das in die Hand versprochen, „dem unglücklichen Kinde eine Mutter zu sein“.

Die Wärterin, welche bis dahin nur für die kleine Taubstummie zu sorgen hatte, wurde freilich entlassen, als der junge Stammesherr aus den Armen der Amme in die einer Bonne überging. Letztere, die Bonne, hatte ja Zeit genug, während Kurthen sich zeitweilig unter den Augen der Mama befand, für Eritas Kleidung und sonstige Bedürfnisse zu sorgen. Im übrigen kam alle Woche zweimal ein Taubstummenlehrer aus Hamburg, um die Kleine in Norddörftigen zu unterrichten, und sonst hielt die Herrin streng auch darauf, daß Erika von allen Bewohnern des Schloßes und der Wirtschaftsgebäude „gut behandelt werde“, d. h. daß niemand sie hart anführe oder gar der unglücklichen Kleinen einen heimlichen Puff versetze.

Ja, Gräfin Julie konnte sich zu dem bevorstehenden Feste mit stiller heiterer Genußthunung schmücken; sie durfte in jeder Beziehung mit sich zufrieden sein. Das nachtdunkle duftige Spitzengewand schmiegte sich um die herrliche Gestalt, deren Nacken und Arme wie kararischer Marmor leuchteten.

Gräfin Julie stand in ihrem Boudoir vor dem Deckenspiegel, und Doris besetzte mit geschäftigen Fingern in dem Spitzengefäß die einzelnen Stücke des kostbaren Familienbrillantschmuckes, der Tausende von farbenprägenden Lichtgarben aus seinen Facetten entband und das lauschige Zimmer mit seinem Funfengeriesel durchzitterte. Die schöne Frau schaute glückstrunken in den Spiegel, aber nicht auf ihr eigenes Bild, sondern auf ein entzückendes Genrebildchen, das sich gleichfalls in dem geschliffenen Glase spiegelte: der kleine Kurt im weißen Nachtröckchen auf dem Schoße seiner sitzenden Bonne. Der süße, blondlockige Knabe suchte unter Fauchzen und Strampeln der drallen Beinchen mit seinen dicken Patschhändchen die goldenen und blauen Lichtstrahlen zu hauchen, die bei jeder Bewegung der geschmückten Mutter durch die Luft schossen.

Gräfin Julie nickte dem Spiegelbilde des Kindes zu und dann, in überquellendem, mütterlichem Glücksgefühl, wandte sie sich rasch um, riß das jauchzende Kind von dem Schoße der jungen Pfliegerin in die Höhe und trat mit ihm vor das blinkende Glas.

Es war in diesem Augenblick wohl nicht niedrige Schmeichelei allein, die einen Ruf des entzückten Staumens aus den Kehlen der beiden Dienerrinnen lockte. Es war in der That ein Bild von wunderbarer Schönheit, diese hohe, ganz in Schwarz gekleidete, mit blizenden Diamanten besäete Frauengestalt mit dem blonden Knaben im weißen Hemdchen auf dem Arm.

„Mafael's Madonna unten im Salon ist nicht so schön wie Frau Gräfin“, flüsterte Lucie, die Bonne, die sich etwas auf ihre „höhere Bildung“ zu gut that. „Aber die Gutheit der gnädigen Frau ist noch größer als ihre Schönheit.“ Flüsterte Doris zurück, scheinbar bemüht, von der Herrin nicht gehört zu werden. Diese jedoch sagte verweisenden Tones, indes sie mit ihren kräftigen, wie aus Marmor gebildeten Armen klein Kurthen vor dem Spiegel auf und nieder schwenkte. „Sie wissen, ich liebe das nicht, Doris, wenn man mich so ins Gesicht hinein lobt; es ist die Aufgabe eines jeden Menschen, gut zu sein und seine Pflicht zu erfüllen.“

„Ich habe aber doch recht“, flüsterte die feste Jose noch leiser und in der sicheren Voraussetzung, daß diese Art von „letztes Wort haben“ der Gnädigen keineswegs Unbefragen verurache. Gräfin Julie that dem auch, als habe sie das letzte Geplüster nicht vernommen und versuchte jetzt, mit einem kühnen Schwunge das vor Freude freischende Knäblein auf ihre linke Schulter zu setzen. Da, ein leiser Schrei des Schreckens, des Entsetzens entfuhr ihrem Munde, mit schlaffen Armen ließ sie Kurt auf den niedrigen Toiletentisch sinken. Da, dort, in dem Spiegel, ganz hinten, aus den Falten der Plüschportiere hatte sie ein häßliches, gelbes Gnomengesicht mit unheimlich großen, leuchtenden Augen hervorlugen sehen, das plötzlich mit einem dumpfen Laut hervorprang, um sich auf Kurt zu werfen.

Und schon hatten die beiden Dienerrinnen die Verbrecherin herbeigezerrt, die der gnädigen Frau einen solchen Schreck eingejagt hatte, daß beinahe der kleine Kurt zu Boden gestürzt wäre — die taubstumme Erika.

Zitternd, hilflose Blicke umherwendend, stand das Kind in der Mitte des Zimmers. Da ihr jedoch in diesem Augenblick keine Strafe drohte — Doris und Lucie mühten sich mit Rieselagen und Wasserkaraffe um die in einen Sessel gekommene Herrin — so wackelte sie neben dem Knaben nieder, der mit seinen dicken Patschhändchen jubelnd auf den kleinen Kurt da drinnen im Spiegel loslieb. Erika legte das eine der dünnen braunen Armechen um den lustigen kleinen Varschen und ihr schmales gelbes Gesichtchen dicht an des Knaben Engelspaußbäcken, und in dieser hingebenden Stellung suchte sie an der Luftbarkeit teilzunehmen, indem sie ebenfalls auf das Glas loshämmerte und dazu raue, unartikulirte Laute der Freude ausstieß.

Das dauerte indes nur wenige Augenblicke, dann wurde Erika plötzlich unsanft emporgeworfen — Kurthen purzelte dabei von dem niedrigen Tischchen auf den weichen Teppich herab und begann jämmerlich zu schreien, wobei er ganz vergaß, daß er sich bei seinen zwei und ein viertel Jahren bereits völlig in selbständigem Gebrauch seiner Beinchen befand — sie fühlte

einige derbe Stöße auf Brust und Rücken und sah mehrere bösfunkelnde Augenpaare auf sich gerichtet, die ihr augenscheinlich heftige Angst einflößten, denn ihr Gesichtchen verzerrte sich wie in starken Schmerzen und wurde starr, ohne daß aber eine einzige Thräne geflossen wäre. Wer hätte auch jemals „das unglückliche Geschöpf“ weinen sehen? Die nächste Minute fand Erika auf dem Korridor, wo sie an der langen Thürenschlucht vorbei und die breite, teppichbelegte Treppe hinunterhüschte. Unten in der weiten Halle, genau zwischen den beiden allegorischen Statuen, den Aderbau und die Industrie vorstellend, die dazu dienten, zwei riesige Lampen zu tragen, ward die kleine flüchtige Taubstummie von zwei Männerarmen aufgefangen, welche sich schützend um ihren Körper legten und sie, da sie sich zitternd an seine, die Brust des Inspektors schmiegte, aufhoben und die Treppe hinauftrugen.

„He, Herr Inspektor, das arme Worm was wohl mal webber to veel in de Welt?“ fragte eine fette, breite Stimme von draußen her, wo vor dem offenen Portal seit einer halben Stunde der alte Georg Christian mit den neuen Wagenpferden hielt.

„Halt's Maul, Alter, und paß auf die Zügel,“ knurrte Fritz Knatterfeld zurück, der mit seiner Last beinahe schon oben auf dem Korridor war. Hier ließ er Erika auf ihre Füße nieder, strich ihr mit seiner rauhen Hand über das unordentliche Haar und führte die willig Folgende den langen, hallenden, matterleuchteten Korridor entlang bis an die letzte Thür, die er, ohne anzuklopfen, öffnete und in die er das Kind hineinschob.

„Darf man fragen, was der Herr Inspektor in meinem Zimmer suchen?“ ließ sich Luciens spize Stimme hinter seinem Rücken hören.

„Zhr Zimmer?“ grollte Knatterfeld dagegen, „so viel ich weiß, haben Sie Ihre Behausung eine Thür weiter bei dem jungen Grafen. Möchte Ihnen übrigens raten, besser auf die Komteß acht zu geben“ — er betonte das Wort Komteß — „daß diese nicht gezwungen ist, bei Nacht und Nebel zu den Leuten vom Hofe zu flüchten.“

Lucie ließ ein kurzes hartes Lachen hören und machte dabei einen spöttischen Knix. „Danke für gütigen Räffel, Herr Inspektor; kann aber wirklich nichts dafür, daß der unverständige Kobold, den Sie Komteß zu nennen beliebten, so schlimme Dinge anspricht, daß die Gesundheit der gnädigen Gräfin und das Leben des jungen Grafen ernstlich in Gefahr geraten und darum die Entfernung des Unholdes dringend geboten schien.“

„Schwägerin! Schmeichlerische Bande!“ brummte ungeduldig der Inspektor, fügte aber in lautm, befehlendem Tone hinzu, „melden Sie der gnädigen Frau, ich habe sie noch sprechen wollen, ehe sie das Schloß verläßt. Würde mich jetzt aber morgen früh einfänden.“

Mit den Worten: „Glaube auch kaum, daß der Gnädigen viel daran liegen würde“ trippelte Lucie davon.

Drinnen im Boudoir hatte sich inzwischen Gräfin Julie unter Doris' Assistentz so weit erholt, daß sie ihre Toilette völlig beenden konnte. Die Stimmung war freilich dahin, die gute Stimmung, ohne die kein Vergnügen, keine Erholung denkbar ist. Kurthen hatte in seiner kindlichen Unbefangenheit wohl sein körperliches und seelisches Gleichgewicht wiedergewonnen durch ein Stückchen Konfekt, mit dem er sich, zufrieden knabbernd, in eine Ecke der Chaiselongue zurückgezogen hatte. Seiner schönen Mama indes war infolge der heftigen Nervenalteration die Fahrt nach dem Hafenseite völlig vergangen. Gräfin Julie fühlte sich tief verstimmt und angegriffen. Es bedurfte von Seiten der gefälligen Jose großer Ueberredungskunst, um die Herrin zu veranlassen, zu ihrer eigenen Erholung und Erfrischung dem „indischen Wasserfeste“ nicht zu entgehen.

„Frau Gräfin dürsten sonst wirklich in der Einamkeit von Havighorst ganz melancholisch werden,“ meinte Doris, indem sie in den Locken über der Stirn ihrer Herrin einen Halbmond aus Brillanten besetzte, „und das darf nicht sein, würde sich auch gar nicht mit dem Pflichtgefühl der gnädigen Frau vertragen. Ein so großes Wesen wie Gut Havighorst bedarf immer des klaren Auges der Herrin. Und nun gar der kleine süße Graf Kurt! Der kann schon gar nicht den Sonnenschein aus Mamas Augen entbehren! Für den allein muß sich die gnädige Frau frisch und fröhlich erhalten.“

Julie ließ die Jose schwagen und duldete deren letzte Handreichungen, wie ein Automat duldet, daß er angefleidet wird. Ihre Seele war bedrückt durch das Vorwissen, mit Erika, ihre Gedanken suchten nach einem Auswege, um derartige Szenen in Zukunft unmöglich zu machen. Und da drängte sich wieder und wieder nur eine einzige Möglichkeit auf: die taubstumme Unheilstifterin ganz aus dem Schloße zu entfernen und in eine Anstalt zu geben. Das aber schien ihr wieder nicht mit dem dem sterbenden Gemahl gegebenen Versprechen vereinbar, dem unglücklichen Kinde eine Mutter sein zu wollen. O, wäre doch ein Anstoß von außen dieser Unentschlossenheit der bedrängten Frau zu Hilfe gekommen! Nur eines ganz geringen Anstoßes bedurfte es ja!

„Ueberall ist dieses Geschöpf vorhanden, wo es nicht sein sollte; wo es nur Schaden anrichtet,“ zischelte Doris, „wenn man sich aber um das Persönchen umthut, wenn man es sucht, dann ist es ganz gewiß im ganzen Schloße nicht zu finden, und man muß nach den Wirtschaftsgebäuden laufen, um die kleine hoshafte Kreatur zu finden. Da sitzt sie gewiß bei dem Herrn Inspektor an dem großen Eichenisch bei Erbsen und Wurst und Braumbier, und der Herr Wirtschaftsinspektor legt dem bösen Geschöpf die besten Brocken vor. Oder aber, das Ding ist zu dem alten Georg Christian gefahren, der sein Abendbrot bei den Gäulen im Pferdestall verzehrt.“

„Lassen Sie diese Reden, Doris, ich will dergleichen nicht hören.“

„Aber es ist doch die lautere Wahrheit, gnädige Frau, ebenso wie es Wahrheit ist, daß wir die Erika heute dabei ertappt haben, wie sie sich mittags zu dem schlafenden jungen Grafen geschlichen hatte und diesen eben aus dem Schlaf aufzerrern wollte. Wollen sich denn Frau Gräfin ganz und gar opfern? Soll das Leben des jungen Herrn immer bedroht sein?“

Gräfin Havighorst seufzte tief auf: „So schlimm ist es wohl nicht, Doris. Aber eine Aenderung muß eintreten; es wird wohl nichts anderes übrig bleiben, als Erika einer Anstalt zu übergeben.“

Noch einmal nahm sie ihren angebeteten Knaben auf den Arm, wieder und wieder drückte sie sein blondes Köpfchen an ihre Brust, so sehr er sich auch mit Geschrei und Gestampel gegen die mitterlichen Liebkosungen wehrte, die ihm in diesem

Augenblicke höchst unerwünscht und überflüssig erschienen, da sein Stück Marzipan noch nicht ganz verzehrt war.

„Haben Sie ein wachames Auge auf Erika, sie soll gleich in ihr Bett gebracht werden. Lucie bleibt bei Kurt wachen, bis ich heimkomme: daß sie mir nicht etwa bei der Lampe einschläft.“

„Seien gnädige Frau ganz unbesorgt! Alles geschieht zum besten.“

Trotz dieser Beteuerung stieg die Schloßherrin mit schmerbedrücktem Gemüt in den Wagen. Sie fühlte sich bekümmert, wie in der Vorahnung eines Unglücks, ohne sich Rechenschaft über die Ursache der trüben Stimmung ablegen zu können.

Mit weitgeöffneten Augen ins Dunkle starrend, lag das taubstumme kleine Mädchen in seinem Bettchen; ganz mäusestill und unbeweglich, denn es wußte genau, daß es eigentlich die Augen zumachen und schlafen sollte. Aber das ging durchaus nicht. In dem angstvollen Seelchen wogten noch die Gedanken und Empfindungen zu wild durcheinander, und das Herzchen da drinnen in der Brust machte hupf, hupf, sodas die auf der Brust gefalteten Hände ordentlich in die Höhe flogen. Gar zu gern wäre das kleine Mädchen aufgestanden und hätte sich ans Fenster gesetzt, um in die Wolken zu gucken, die sich an dem sommerlichen Nachthimmel hauchten und jagten; aber dann würde sicher gleich wieder eine von den beiden Bösen kommen und ihr schlimme Augen machen und sie schlagen und stoßen. Das thaten die beiden Bösen immer, wenn „Ma“ nicht dabei war. Erika sprach die Silbe „Ma“ ganz laut und deutlich aus. Warum wurde „Ma“ immer krank, wenn Erika ins Zimmer kam? O, „Ma“ konnte Erika nicht leiden, seit der gute „Pa“ in seinem schönen silbernen Bett, mit den vielen dunklen Blätterkränzen in das weiße Haus getragen worden war, dort ganz hinten im Park, unter den hohen dunklen Bäumen! Das kleine Mädchen, welches weder hören noch sprechen konnte, wußte sich trotzdem des Vaters in jedem Zuge zu erinnern. Er war gut und liebevoll gegen sie gewesen, sie hatte schöne weiße Kleidchen angehabt und durfte umherspringen, sie durfte an seiner Seite bei Tisch sitzen und bekam stets die schönste Birne aus dem Fruchtkorb. Er war mit ihr durch Wald und Feld spazieren gegangen und hatte sie mitunter vor sich aufs Pferd genommen. Und eines Morgens holte „Pa“ sein Döchterchen aus dem Bett und führte es in das große Zimmer, wo die blauen Seibengardinen dicht zugezogen waren, darin standen zwei schneeweiße Betten, ein großes und ein ganz kleines. In dem großen lag die „Ma“, so weiß und schön wie der Weihnachtsengel in Eritas Bilderbuch, und in dem kleinen lag eine lebendige Puppe mit Neuglein, Lippen und winzigen Händchen, die sich alle bewegten. Und Erika durfte einen Augenblick die lebendige Puppe in ihre Arme nehmen, und „Pa“ machte mit seinem Munde „Ku...“. Erika sah es von seinen Lippen ab und machte auch „Ku!“ Da lachte der gute „Pa“ und zog aus dem kleinen Bettchen eine große Döte hervor mit lauter Kluchen und einem goldenen Engel drin und machte noch einmal „Ku“; und Erika lachte auch und wußte nur, daß sie „Ku“ mit dem Munde machen müsse, wenn sie die lebendige Puppe haben wollte. Die Puppe aber wurde immer größer und lebendiger, sodas Erika sie nicht mehr tragen durfte. Dann kam der Tag, wo viele Männer aus dem Walde und über den Hof kamen; die trugen etwas Langes und Schweres, das mit einer Decke verhangen war. Die Männer sahen sehr traurig aus und trugen das Lange und Schwere durch das Portal ins Schloß. Erika schlich ihnen nach bis in „Papas“ Zimmer, wo die vielen zackigen Hirschgeweihe an den Wänden hingen. Dort wurde die Decke abgenommen, und das kleine Mädchen sah darunter ihren lieben „Pa“ mit ganz festen Augen liegen. Er schlief gewiß. Aber dann machte „Pa“ noch einmal auf; ganz groß und glänzend waren seine Augen geworden; und da fühlte Erika in ihrer Brust etwas Schreckliches, als wenn ihr lieber „Pa“ jetzt davonfliegen würde, wie die Schwalben oben unterm Dach, und würde gar nicht wieder zurückkommen. Erika fürchtete sich allein zu bleiben. Sie sah, wie alle Menschen im Schloß die weißen Taschentücher vor die Augen hielten, da suchte sie „Ma“, die war ja auch lieb gewesen, wenn auch nicht ganz so lieb wie „Pa“, der nun davonfliegen und Erika allein lassen wollte. Ma war aber nicht zu finden, und da flüchtete Erika zum Schloße hinaus in den strömenden Regen auf den Hof — sie wollte nicht allein sein. Alle Leute hatten aber so viel zu thun, daß sich keiner um die verlassene Erika kümmerte; da gieng sie endlich zu dem alten Kutcher in den Pferdestall, und der nahm sie auf den Arm und trug sie durch den Regen hinüber in das Wirtschaftshaus, in die freundliche helle Stube des Inspektors.

Das war nun schon lange her. Der kleine Ku war keine Puppe mehr, und Erika durfte auch nicht mit ihm spielen; wenn sie ihn anfachte, bekam sie etwas auf die Hände. Und doch hatte sie Ku so lieb, o so lieb!

Wie schön heute Ma gewesen war vor dem großen Spiegel! Ihr Kleid glänzte wie Sonnenstrahlen; Ma hatte gewiß Sonnenstrahlen gekauft und auf ihr Kleid nähen lassen. Sieh, da waren sie wieder, die schönen Strahlen, sie zitterten und tanzten auf der dunklen Wand da drüben. Woher kamen sie nur? War Ma nicht fortgefahren, sondern mit ihrem Strahlenkleide hier in Eritas dunklem Zimmer? Die Kleine magte nicht, sich zu bewegen, aus Furcht, daß eine strafende Hand aus dem Dunkel herans nach ihr fassen könne.

Da aber nichts derartiges geschah, so richtete sie sich endlich in ihrem Bettchen auf, um die goldenen roten Strahlen auf der Wand näher zu betrachten. Daraus waren jetzt große feurige Flecke geworden, die unruhig hin und her zuckten, die sich aber nicht festhalten ließen, so viel sich Erika auch Mühe gab. In ihrem langen weißen Hemdchen, mit bloßen Füßen war sie aufgestanden und trippelte an der Wand auf und nieder, um zu sehen, woher die tanzenden Flammen kamen. Endlich entdeckte sie es: das Schlüßelloch in der Thür, die zu dem Schlafzimmer führte, wo das Brüderchen in seinem goldenen Bettchen schlief, ließ die bunten Flammen durchscheinen.

Einige Momente zögerte das taubstumme Kind. Ob sie die Thür öffnete? Gar zu gern hätte sie gesehen, wie es da drinnen aussah. Sicher bekam sie Schläge, denn es war ihr streng verboten, das Zimmer, wo Ku wohnte, zu betreten; erst heute mittag war es so gewesen. Aber durch das Schlüßelloch wollte sie wenigstens sehen.

Erika legte ihr Gesicht an die Thür, im selben Moment aber riß sie dieselbe auch weit auf und schaute in ein Flammenmeer von so furchtbarer Helle, daß sie die Augen schließen



— ❧ — Nordischer Waldeszauber. ❧ —

Gemälde von Morten-Müller.

Photographie - Verlag von B. Ungerer in Wien.

zu Bill herab und faßte dessen Scheitelhaar, als er selbst durch einen furchtbaren Faustschlag niedergeworfen wurde. Frank, der nur durch den Zusammenprall mit einem Kavalleristen aus dem Sattel gekommen, aber nicht verwundet war, hatte die Gefahr gesehen, in der Bill schwebte. Seine Waffen waren ihm beim Sturz entfallen, so riß er denn der Rothhaut das Stalpmesser aus den Händen und stieß es in deren Brust.

Das gellende Kriegsgeschrei der Indianer war indessen schwächer geworden, und wenn sie sich noch hielten, so war es hauptsächlich, um ihre Toten und Verwundeten in Sicherheit zu bringen. Mit bewundernswerter Todesverachtung galoppierten sie mitten unter die Weißen, hoben während des Rittes die Körper ihrer Gefallenen vom Boden, und sich selbst nach der entgegengesetzten Seite neigend, sprengten sie wieder zu den Ihrigen zurück. Aber ihr Spiel war verloren. Viele eilten über die Mesa wieder ihrer Reservation zu, verfolgt von Apache Charley und seinen Getreuen. Er war der Held des Tages.

Froh und glücklich war Bill heute morgen von hier ausgeritten, jetzt trugen sie ihn auf einer Bahre in sein eigenes Haus. Er lebte noch, denn als Mary Ellis zu seinem Lager eilte, um den Retter ihres Bruders und ihrer selbst zu pflegen, schlug er die Augen auf und sagte mit schwacher Stimme: „Nun, ich versprach euch, euren Bruder zu holen — ich hab' ihn gebracht!“

III.

Statt nach der Farm ihres Bruders zu wandern, blieb Mary Ellis mit ihrem Vater und mit Frank bei Montana Bill. Der Vater wäre am liebsten den nächsten Morgen wieder zurückgereist nach seinem lieben Boston und hätte den Sohn mitgenommen. Er hatte in der That innerhalb eines Tages genug von dem „rauben Leben“ in den Territorien kennen gelernt, um ihm den ferneren Aufenthalt gründlich zu verleiden. Aber Mary bestand darauf zu bleiben.

„Was meint ihr Vater?“ sagte sie leise zu diesem, während im Nebenzimmer Montana Bill sieberte. „Dieser hat uns allen dreien das Leben gerettet, und jetzt sollen wir ihn schmachlich verlassen, jetzt wo er am nötigsten Freundeshilfe braucht? Ich gehe nicht.“

Dabei blieb es. Das zarte, weibliche Wesen zeigte sich stark und entschlossen, als es galt, das Hauswesen zu führen oder dem Kranken zu helfen. Sie war die Seele der Farm. Auf diesen Randes des fernen Westens giebt es keine Frauen. Alles, die ganze Haushaltung, Kochen, Waschen, ja das Melken der Kühe wird von den Cowboys selbst besorgt, und so war es auch bisher bei Montana Bill gewesen. Nun hatte in dieser rauhen Heimstätte eine kleine, schöne Fee die Fäden der Haushaltung ergriffen, und that alles so geschickt, so flink, daß ihr Vater über die Magen erstaunt war. Dabei blieb ihr noch Zeit übrig, nach dem Kranken zu sehen, der zusehends besser wurde.

Nach zwei Wochen war er so weit, daß er auf der Bank vor seinem Hause sitzen konnte, und als der September zur Reize ging, war er wieder flott auf den Beinen. „Jetzt haben wir unsere Schuldbüchse bezahlt, mein lieber Herr Bill, weil ihr schon durchaus nicht anders genannt sein wollt, jetzt laßt uns nach Hause zurückkehren!“

„Ein vernünftiges Wort von dir, Mary,“ sprach der Vater. „Es wird Herbst, und wir müssen zurück. Frank nehmen wir mit, und was M. Bill anbelangt, so wird er uns im nächsten Jahre in Boston besuchen.“

Mary meinte, es wäre zu reizend, wenn Bill sie wieder nach Eldorado City zurückzuführen würde, wie er es bei ihrem Kommen gethan. Es sei jetzt wieder Vollmond und Indianer würden sie nach der Lektion, die sie empfangen, gewiß nicht zu fürchten haben.

So fuhren sie am nächsten Abend zurück. Bill war wieder so kräftig wie zuvor, und Mary Ellis womöglich noch freundlicher, wie bei der ersten Fahrt. Als sie zum Eldorado Cañon kamen, erinnerte Bill sie an ihre Worte: „Ich werde die Fahrt mein Leben lang nicht vergessen.“

„Das werde ich auch nicht, Bill!“

Sie sprachen kein Wort weiter. Vielleicht erwartete Mary, er würde zuerst sprechen, und sie würde nur zu antworten haben. Ach! sie hatte ihre Antwort schon längst zurechtgelegt, und ihr kleines Herzchen pochte gewaltig, als sie glaubte, der Augenblick sei gekommen. Aber sie wartete vergebens.

Sie kamen nach Eldorado City. Der Zug stand bereit. „M. Bill,“ sagte der Vater beim Einsteigen, „gebt mir eure Hand! Ihr seid ein braver wackerer Mann! Ich werde eurer zeitlichen in Dankbarkeit gedenken, ich und meine Kinder!“

Frank umarmte seinen Freund und vergoß Thränen der Rührung. — Mary reichte ihm ihre kleine Hand. Sie zitterte am ganzen Körper, ja sie mußte sich an den Waggonstiel lehnen, um nicht niederzusenken.

Bill hielt sie fest und lange in seiner Rechten. „Good bye,“ sagte er. „Lebt alle wohl! Ich muß euch danken, daß ihr so lange bei mir ausgehalten habt! Denn für euch Städter war es wohl das größte Opfer der Dankbarkeit, das ihr mir bringen konntet! Ihr, an das Wohlleben der Stadt gewöhnt, konntet einen Monat lang in diesen wilden, tollsten Regionen aushalten!“

M. Ellis protestierte. „Gewiß, M. Ellis, das Leben hier ist nichts für euch, ebensowenig ist Boston und das städtische Leben für mich gemacht. Ich bin Ranchman, ich bin Cowboy geworden. So ein rauher Geselle taugt nicht für the States. 's ist gut genug für hier, aber nie könnte ich zu euch kommen, bei euch wohnen! Ihr habt mich gebeten, euch in Boston zu besuchen. Ich kann nicht, M. Ellis, god bless you!“

Mary, das sonst so starke Mädchen, fühlte, als müßte sie umsinken. Ihr Busen wogte, ihr Herz klopfte, als müßte es bersten, aber ihr Gesicht verriet nichts. Ja sie schien stolz und falt zu sein, so stolz wie nie zuvor.

Da begegneten ihre Augen jenen Bills. Wie ein Blitz traf sie der Blick dieses Mannes. Es sprach so viel Liebe, so viel Entzagung und Wehmuth daraus, daß sie ihm in die Arme fallen, und ausrufen wollte: „Geliebter, ich bleibe bei dir!“ Aber sie sah, er wollte nicht, wollte das Opfer nicht annehmen.

Die Lokomotive piffte, die Zeit zur Abfahrt war da. Aber Bill rückte sich nicht. Er stand nun wieder auf dem Perron, ganz wie damals vor einem Monat.

Noch einmal legte er seine braune, große, kräftige Hand in die ihm von M. Ellis durch das Fenster dargebotene Rechte. Der Zug setzte sich langsam in Bewegung. „Good bye! Fare well!“ M. Ellis und Frank schwenkten noch ihre Taschentücher und grüßten vom Fenster des Waggons. Nur Mary blieb unsichtbar.

Unsere Würzen und Gewürzmittel.

Nachdruck verboten.

V. Von den Gewürzinseln.

Schon seit langer Zeit führen die den Holländern gehörenden, im Indischen Ozean liegenden „Molukken“ den Namen „Gewürzinseln“, weil sie von jeher die Hauptkulturstätten der wichtigsten Gewürze gewesen sind. Als die Holländer im siebzehnten Jahrhundert die Inseln von den Portugiesen erobert hatten, versuchten sie den Anbau der Gewürze auf einige wenige Inseln zu beschränken, um den Preis der unentbehrlichen Würzen nach Gutdünken in die Höhe schrauben zu können und sich so auf die bequemste Weise möglichst zu bereichern. Muskatnüsse wurden nur auf der Insel Banda, Gewürznelken nur auf Amboina gezogen, die Pflanzen auf allen anderen Inseln wurden vernichtet. Trotzdem diese strenge Monopolisierung den Holländern hauptsächlich aus dem unvorhergesehenen Grunde nicht gelang, weil die auf den indischen Inseln sehr zahlreichen Fruchttauben unter anderen Früchten auch Muskatnüsse von einer Insel auf die andere verschleppten und daher der Verbreitung des Baumes Vorhubs leisteten, beherrschten die „Mytheers“ doch eine lange Zeit hindurch im Gewürzhandel den ganzen Weltmarkt. Erst ganz allmählich wurden die Gewürzpflanzen nach anderen Gegenden ausgeführt und zu Anfang dieses Jahrhunderts von Franzosen und Engländern nach dem westindischen Archipel verpflanzt, wo sie anfänglich aber nur wenig beachtet wurden. Erst in neuerer Zeit ist dort der Kultur mehr Sorgfalt gewidmet worden, und heute ist die Ausfuhr, die mit jedem Jahre überaus schnell steigt, schon eine ziemlich bedeutende; wurden doch im Jahre 1889 allein aus Westindien über 75 000 Kilogramm Muskatnüsse ausgeführt. Die westindischen Inseln Grenada, Trinidad, St. Vincent, St. Lucia u. a. werden daher heute schon die „neuen Gewürzinseln“ genannt; wenn man daher von den Gewürzinseln spricht, so muß man auch sie in Betracht ziehen. Es werden auf diesen neuen Gewürzinseln dieselben Gewächse gebaut, wie auf den alten, und wir wollen die wichtigsten dieser Gewürzpflanzen im folgenden etwas näher betrachten.

Der Muskatnussbaum (*Myristica fragrans*), ein ziemlich großer Baum mit einer dichten Belaubung von glattrandigen, eiförmigen, dunkelgrünen Blättern, ist an erster Stelle zu nennen; sein Anbau ist folgender. Aus großen, kräftigen Kernen werden in Baumschulen Stämmchen gezogen, die, wenn sie ungefähr einen halben Meter hoch geworden sind, reihenweise in Abständen von etwa 20 Fuß eingepflanzt werden, und zwar, um vor der Sonne geschützt zu sein, zwischen schattenspendenden Gewächsen, wie Palmen, Rakaobäumen, Bananen u. a. Langsam nur wachsen die Stämmchen heran, die Pflanzung erfordert daher in den ersten Jahren keine besondere Sorgfalt. Gegen das fünfte Jahr hin fangen die Bäumchen an, Blüten zu treiben, und nun heisst sich der Pflanzler, möglichst bald die Anzahl der Bäume mit männlichen und weiblichen Blüten festzustellen. Der Muskatnussbaum ist nämlich diöcisch oder zweihäufig, d. h. ein Baum bringt nur männliche und der andere nur weibliche Blüten hervor, und da natürlich nur letzterer Früchte trägt, so müssen die überflüssigen männlichen Bäume durch andere weiblichen Geschlechts ersetzt werden. Mehrere Jahre lang hat nun der Muskatnussbaum noch gar keine oder doch nur sehr wenig Früchte, erst mit dem zehnten Jahre trägt er reichlicher und bleibt dann eine lange Reihe von Jahren ertragsfähig; zu Anfang dieses Jahrhunderts gepflanzte Bäume tragen heute noch Früchte.

Die Frucht ist eine pfirsichgroße, gelbe, zweiflappige Kapselfrüchte mit fleischiger Schale, die sich zur Zeit der Reife öffnet und den Kern, die Muskatnuss, herausfallen läßt. Die Nuss ist von einem unregelmäßig zerstückelten Samenantheil (arillus) von roter Farbe umgeben, der als wichtiges Gewürz allgemein unter dem Namen „Muskatblüte“ bekannt ist. Zur Erntezeit werden die vom Baum herabfallenden Nüsse in Körben gesammelt, von der Samenschale, der „Blüte“, befreit, und nun beide für sich auf flachen Gestellen zum langsamen Trocknen an der Luft einige Wochen lang aufgestapelt. Die ursprünglich schwarzbraune Färbung der Nuss geht dabei allmählich in graubraun über und zeigt die charakteristische Marmorierung, während die karminroten Samenschalen sich mehr orangerot färben. Die besten Muskatnüsse sind fast kugelig, ziemlich schwer, öfereich und von starkem Geruch und Geschmack; gute Blüte ist ziemlich dick, hellgefärbt und sehr öfereich, aber dabei trocken. Trotzdem die Muskatnussplantagen wegen der langen Wartezeit viel Kapital erfordern, sind sie doch sehr rentabel, da die Bäume viel und sehr lange tragen, ein Kilogramm Nüsse aber fünf Mark, ein Kilo Blüte noch höher werth.

Das zweite Hauptgewürz liefert der Gewürznelkenbaum (*Caryophyllus aromaticus*), ein den Myrten nahe verwandter Baum mit prächtiger Belaubung. Die Gewürznelken, auch Gewürznägel oder Nägelein genannt, sind die Blütenknospen des Baumes, die vor dem Aufblühen abgepflückt und getrocknet werden, wodurch sie die bekannte dunkelbraune Färbung erhalten. Die besten Sorten sind glatt, rund, schwer und zerbrechlich, aber nicht leicht zu pulverisieren, beim Zerstoßen werden sie infolge des reichlich in ihnen enthaltenen Oeles glänzend; sie haben einen angenehmen, starken Geruch und scharfen, andauernden Geschmack. Außer diesen beiden Hauptgewürzen wird auch noch vielfach die Cardamome (*Elettaria Cardamomum*) angebaut, sie gehört zu den Ingwergewächsen und ist eine 10—12 Fuß hohe Staude, die besonders auf feuchtem Boden gut gedeiht. Die aus dem Grunde der Pflanze hervorkommende Blütenähre erreicht eine Länge von 25—30 Cent.; die kleinen, zwei Cent. langen, längsgestreiften Samenkapseln werden nach der Reife abgebrochen, getrocknet und verpackt. Der in der Kapsel enthaltene, rötlichbraune Samen ist stark aromatisch, da er, offen verschickt, viel an Geruch und Geschmack verlieren würde, wird er bis zum Gebrauch in den Kapseln gelassen, die selbst wenig aromatisch sind.

Wenn nun auch noch einige andere Kulturpflanzen auf den Molukken gezogen werden, so kommen dieselben an Bedeutung nicht annähernd den angeführten Würzen gleich, die allein den Inseln den charakteristischen Namen „Gewürzinseln“ gegeben haben, eine Bezeichnung, die wir, wie schon erwähnt, heute allerdings nicht mehr auf diese Inseln beschränken dürfen.

Dr. Staby.

Die Vorratsbüchse.

Nachdruck verboten.

Wenn Wald und Feld grün ist, dann lockt der Sonnenschein uns ins Freie, da zieht die Familie mit groß und klein hinaus, um Frühlingsleben und Sonnenglut einzusatmen; und sind wir erst draußen in der Freiheit, da möchten wir die Zeit ausnutzen und nicht an eine Stunde, selbst nicht an die Ebstunde, gebunden sein, die uns in das Haus zurückruft.

Die vorjorgliche Hausfrau weiß sich zu raten. Sie übersehaut ihre Vorräte und überlegt, was sie wohl den Kleinen und Großen mitnehmen könnte: es findet sich da so unendlich viel; bei der richtigen Auswahl werden wir das Gasthaus unterwegs vermeiden können, denn wer möchte die dumpfe Gaststube mit dem Grün des Waldes vertauschen? Ist der

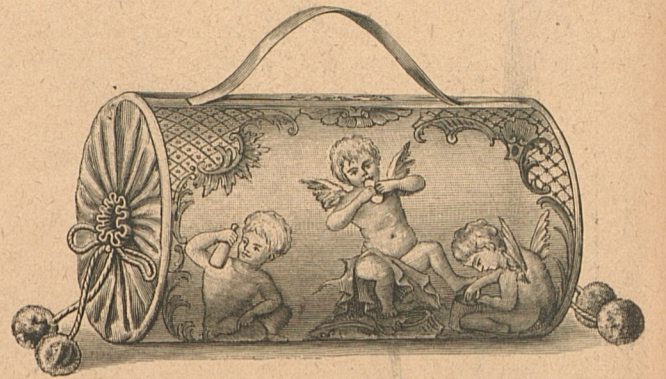
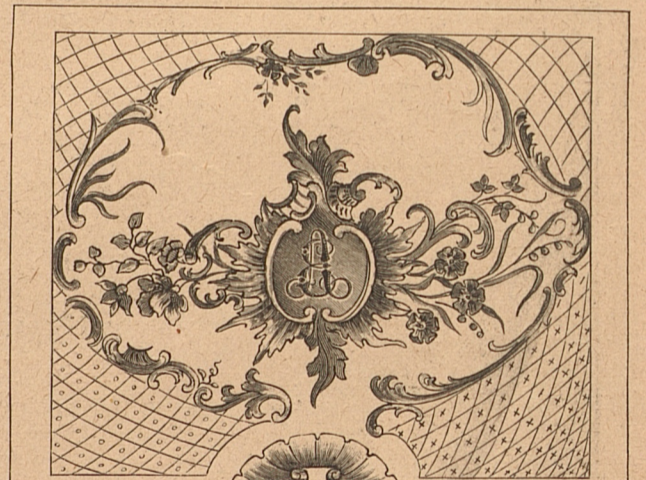


Fig. 1.

Magen nicht ein unheimlicher Geselle? In der frischen Waldluft, nach fröhlichem Bewegen meldet er sich bald, und die Fürsorge der Mama war eine berechtigte.

Aber wir sind noch nicht im Grünen, wie soll Mütterchen wohl ihren Reichtum verpacken? Sie nimmt ein Körbchen. Die warme Frühlingssonne ist jedoch sehr neugierig, sie durchdringt den Korb, sie schaut in jedes Täschchen und saugt unaufhaltsam die Feuchtigkeit aus allem Proviant. Sind dann die Gäste hungrig geworden, dann ist das getrocknete Brot auf trockener Zunge nicht der erwartete Genuß, den wir uns versprechen. Da giebt es nun aber ein anderes weit, weit praktischeres Proviantmagazin (Fig. 1). Wir lassen uns eine Blechbüchse von 25 Cent. Höhe und 13 Cent. Durchmesser mit gutschließendem Deckel, dessen Rand höchstens 2 Cent. breit sein darf, von Weißblech anfertigen. Dann nehmen wir Drell, das bekannte graue Leinwandzeug, dieses giebt einen vorzüglichen Ueberzug, legen daselbe fest um die Büchse, bezeichnen den Umfang und lassen an den Seiten 7—9 Cent. Stoff überstehen. Bevor der Ueberzug genäht wird, spannen wir den Stoff auf ein Zeichenbrett mittels Steckknöpfe (Reißnägeln) und übertragen die beifolgende Zeichnung (Fig. 2). Am besten wird die angefertigte Ver-



Streifen fürs Tragband.



Fig. 2.

größerung in der Weise auf den Stoff gebracht, daß man die Zeichnung paßt, diese Pause dann mit der bezeichneten Seite auf ein Stück Tuch oder sonstige mäßig weiche Unterlage bringt und mit einer mittelfeinen Nähnadel die Kontur nachsticht. Wir bekommen dadurch eine Pause, die später leicht übertragbar ist und oft verwendet werden kann. Wir legen die gestochene Pause auf den Drell, die Spitzen des durchstochenen Papiers nach oben, und wischen mit einem zusammengerollten Streifen Tuch, dessen untere Schnittfläche wir mit etwas fein geschabter

mühte; nur hinten in der Ecke das goldene Gitterbettchen brannte noch nicht; darinnen lag der kleine Ku mit rotbe- strahlten Wäckchen und schlief.

Ohne die entsetzliche Gefahr völlig zu begreifen, geriet Erika doch in eine namenlose Angst. Instinktiv machte sie die Thür, durch welche sie eingetreten war, wieder zu; sie wollte so viel Feuer nicht auch in ihrem Schlafzimmern haben. Und dann sprang sie kühn nach der gegenüberliegenden Thür, von wo man zu „Ma“ kommen konnte. Eins ihrer flatternden Wäckchen wurde von einer lebenden Flamme gestreift, aber Erika fuhr schnell über ihr Haar und lief dann durch die ganze Reihe der finsternen Zimmer in fliegender Hast, um Ma herbeizuholen; sie hatte völlig vergessen, daß Mama ja ausgefahren war.

Endlich, endlich sah Erika Licht. Sie sah es durch den Spalt des schweren Vorhangs, der in das letzte Zimmer, das Speisezimmer führte. Noch immer in dem Glauben, sie werde Strafe für ihren Ungehorsam erhalten, wagte sie es nur vorsichtig, den Kopf durch den Vorhang zu stecken. Drinnen brannte der Kronleuchter, und der Tisch war gedeckt, viele schöne Sachen standen darauf, Weinflaschen und Gläser; eine von den Flaschen mußte umgestürzt sein, denn ein breiter roter Streif lief an dem weißen Tischtuch herab. Statt der Mama, oder fremder Gäste sah Erika aber die ganze Schloßdienerschaft mit roten, lachenden und zum Teil ganz wilden und wüsten Gesichtern um den Tisch sitzen, darunter auch die beiden bösen Mädchen, die Erika nicht leiden konnten.

Reich ließ das stumme Kind den Vorhang wieder zusammen fallen, das Bild mit den wüsten, trunkenen Menschen jagte ihr mehr Entsetzen ein als die Flammen am anderen Ende des Schloßes. Weit schneller noch, als sie gekommen, jagte sie durch die dunklen Gemächer zurück, fühlte nicht, daß sie sich blaue Flecke und Beulen stieß; fort, fort mit dem Brüderchen, das war ihre einzige Empfindung! Und nun hatte sie wieder den Herd des Feuers erreicht, der Thürgriff verbrannte ihr schon das Händchen. Durch! durch mußte sie! Umloht von feurigen Zungen stürzte sie an das Bettchen, dessen Spitzenbehang eben von den Flammen erfaßt, in feurigen Fegen herab auf die Kissen fiel.

Ein Griff nach dem schlafenden Knaben, den sie mit weit über ihre Kräfte gehender Anstrengung an sich riß, emporhob und nach ihrem eigenen Schlafzimmer trug. Doch auch hier hielt sie ihn nicht für sicher, die furchtbaren Flammen rasten jetzt hinter ihr her: fort, fort, zum Schlosse hinaus! Aber nicht über die große breite Treppe, da könnten ihr die trunkenen Diener begegnen, vor denen sie sich fürchtete, auch ist ja das Portal in der Nacht zugeschlossen, sondern über die kleine Hintertreppe hinab, an der Küche vorbei, denselben Weg, den Erika so oft gemacht hatte, wenn sie ihre Freunde im Pferde- stall und in dem Wirtschaftshause besuchen wollte.

Jetzt war sie mit ihrer lebendigen Last im Freien, noch fünfzig Schritte weiter leuchtete die kleine Heidin über den Hof, dann fühlte sie plötzlich ein rasendes Brennen und Schmerzen an den nackten Füßchen, an Armen und Rücken, und mit einem dumpfen Wehelaute brach sie auf den Steinstufen der Inspektors- wohnung zusammen.

Fünf Minuten darauf war ganz Havighorst in Alarm, der linke Flügel, wo die Schlafzimmer der Herrschaft lagen, brannte lichterloh. In der ungeheuren Aufregung, die alle Insassen und Bedienten des Gutes durcheinander hegte, hielt Fritz Knatterfeld, der Inspektor, allein die Ordnung aufrecht. Er hatte einen Knecht zu Pferde abgeschickt, um die Gräfin zu benachrichtigen und zugleich die Hamburger Feuerwehr zur schleunigen Hilfe herbeizuholen. Unter seiner Leitung wurden die beiden Gutsprizen aus der Weizenhecke gezogen und der Kampf mit dem verheerenden Elemente begonnen. Merkwürdig war bei alledem nur eins: der Inspektor blieb selber in der allgemeinen Aufregung vollständig ruhig, trotzdem die beiden Mädchen Doris und Lucie in sinnloser Angst umherliefen und fortwährend laut schrien, man solle Kurt, den jungen Grafen, retten. Lucie hing sich sogar in voller Verzweiflung an den Arm des Mannes, der eben selber den Hebel der großen Spritze bewegte, und beschwor ihn, das Kind aus den Flammen zu holen. Fritz Knatterfeld schüttelte das Mädchen ab und sagte laut, fast brutal: „Sie selber sind ja heil und unversehrt heraus- gekommen; wenn Sie den jungen Grafen haben liegen lassen, dann ist jetzt nicht mehr zu helfen — längst Asche.“ Ueber diese kalten, herzlosen Worte wollte sich nun ein bedenkliches Murren erheben, einzelne Stimmen und widersehlige Laute schwirrten durch die Luft, man versagte den Gehorsam, bis der Inspektor Anstalten zur Rettung des Stammesherrn treffen wollte — ein kritischer Moment — in wahnsinniger Karriere raste in diesem Augenblick der alte Georg Christian mit den neuen Wagenpferden heran, hinter ihm drein rasselten die Wagen der Hamburger Feuerwehr, Hunderte von Menschen wollten Hilfe leisten, sie wurden beiseite geschoben, zurückge- schoben — Platz für die Retter.

Aus der Equipage war Gräfin Julie gesprungen, ehe der Wagen noch völlig hielt. Das herrliche Spitzenkleid zerriß dabei, der Brillantkranz fiel aus dem Haar in den Schmutz des Hofes, um zertreten zu werden. Was that's! Was that's!

„Mein Kind! Mein Kind!“ schrie die gequälte Frau, indem sie die nackten weißen Arme zu dem glutgeröteten Himmel emporwarf. „Mein Kind! Mein Kind!“

Dumpfes Schweigen nur und die lauten kurzen Kommando- rufe der Feuerwehr waren die Antwort auf den gellenden Ver- zweiflungsruf eines Mutterherzens. Doch nein! Antwortete da nicht eine feste und doch vor innerer Bewegung zitternde Männerstimme?

„Kommen Sie in meine Behausung, Frau Gräfin,“ sagte diese Stimme, „da finden sie alles. Hier sind wir nicht mehr nötig, wo wir die tüchtigen, Hamburger Jungens haben; außer- dem sind wir ja gut versichert.“

Willenlos folgte die gebrochene Frau ihrem Inspektor, der sie sorgsam in seine Wohnung, in seine Schlafkammer geleitete. „Um Gottes willen, lassen Sie mich, Knatterfeld, ich kann doch nicht schlafen!“ kreischte die Unglückliche.

„Sollen Sie auch nicht, Frau Gräfin, schauen Sie doch nur her.“

Fritz Knatterfeld hielt eine dürrig flackernde Kerze über sein Bett — da lagen zwei Kinder in tiefem, gesundem Schlaf: ein häßliches, gelbes Mädchen von zehn Jahren, dem die Haare vom Kopfe gesengt waren und das an seinen dünnen Armen einen leichten Verband trug, und daneben ein pausbäckiger,

blonder Knabe, der eben seine Neuglein öffnete und schlaftrunken stammelte: „Liebe Mama.“

Wie ein jubelnder Schrei dringt es aus der Brust der schönen Frau; sie will sich über den Liebling werfen, ihn um- armen, Herzen, küssen — ihn, den aufs neue Geschenkt. Doch eine schwielige Männerhand hält sie sanft zurück, deutet auf das häßliche Mädchen und sagt: „Die da hat Ihr Kind aus den Flammen getragen; vor meiner Thür fand ich Erika ohn- mächtig zusammengebrochen mit Kurt in den Armen. Die Brandwunden, welche die Retterin davongetragen, sind glücklicher- weise nur leicht.“

Statt mit einem Jubelschrei, bricht jetzt Gräfin Julie in bitteren Thränen zusammen, und als sie sich endlich aufrichtet, nimmt sie die kleine Taubstümme zuerst in ihre Arme, und Erika empfängt im Schlaf — den ersten heißen Mutterkuß.

Ueber die platonische Liebe.

Von August Niemann.

Nachdruck verboten.

Als ich im vergangenen Jahre eines Abends über die La- gune von Venedig fuhr, fragte mich die junge Dame neben mir, was denn eigentlich die platonische Liebe sei, von der so viel Wesens gemacht werde. Die Frage wunderte mich, denn aus dem Munde einer jungen Dame, und dazu einer Venezianerin, hatte ich derartiges nicht erwartet, und erst als ich ihre näheren Verhältnisse erfuhr, erklärte ich mir ihr ernstes Interesse am Wesen der Liebe. Sie war mit einem Kapitän der italienischen Armee heimlich verlobt, und es er- ging ihr nicht anders, als mancher ihrer deutschen Schwestern, indem sie nämlich von Sorgen gequält war, weil weder sie noch auch der Geliebte genug befaßen, um die erforderlichen 40,000 Franken Kautions stellen zu können. Nun wünschte sie das Verhältnis abzubrechen, denn, so sagte sie, „er ist ein junger Mann, der eine gute Partie machen könnte, ich aber stehe seinem Glücke im Wege.“ Gleichwohl hatte sie nicht den Mut, ihm aufzusagen, weil sie ihn liebte, und dazu war sie eifersüchtig und reizbar in der Furcht, er könnte ihr vielleicht untreu werden.

„Die platonische Liebe,“ sagte ich ihr nun, „ist nicht das, was man gewöhnlich darunter versteht, wie denn überhaupt sehr viele unserer Begriffe und tagtäglich gebrauchten Aus- drücke auf Mißverständnissen und Irrthümern beruhen.“

„Und was ist sie?“ fragte sie ungeduldig. „Man sagt doch, daß sie allein glücklich macht.“

„Mein Fräulein,“ erwiderte ich, „Sie verstehen darunter, wie ich annehme, eine Liebe, wobei Sie auf den Besitz des Kapitäns verzichten, ohne doch sein Bild aus Ihrem Herzen auszulöschen. Eine Liebe, wobei Sie ihm das höchste Glück wünschen, aber auf Ihr eigenes Glück verzichten.“

„So ungefähr,“ sagte sie. „Aber genau kann ich mir das nicht vorstellen, ohne mich höchst unglücklich zu fühlen.“

„Ein pis aller wäre also für Sie die platonische Liebe. Etwas, womit man sich begnügt, wenn man Besseres nicht haben kann.“

„Ja, und vielleicht schlimmer als nichts.“

„Nun,“ sagte ich, „vernünftig spielen Sie in der kleinen Lotterie.“

Sie nickte.

„Und der Kapitän spielt auch in der kleinen Lotterie?“

„Gewiß thut er das.“

„Sie spielen beide in der Hoffnung, so viel zu gewinnen, daß Sie die Kautions stellen können. Wir wollen nun den Fall setzen, Sie gewännen wirklich die 40,000 Franken und heirateten sich. Dann wären Sie sehr glücklich.“

„O ja, unbeschreiblich glücklich.“

„Glücklich zu werden also ist offenbar Ihre Absicht und auch die Absicht des Kapitäns. Die Liebe an sich ist nicht Ihr Ziel, sondern Sie lieben, wollen Sie glücklich werden.“

„Gewiß, aber glückliche Liebe ist eben das höchste Glück.“

„Ganz gewiß. Also Sie sollen den Kapitän heiraten. Dann können zwei Fälle eintreten: Ihre Liebe dauert so lange wie Ihr Leben, oder es tritt irgend ein Unglück ein, welches den schönen Bund zerreißt. Denkbar ist der zweite Fall immer, alle Romane und Bühnenstücke drehen sich um die Wechselfälle in der Liebe. Sie können feiner, oder er kann Ihrer satt werden. Er kann nach Afrika kommandiert werden und muß sich von Ihnen trennen, er kann am Fieber oder vor dem Feinde sterben, Sie können krank werden — kurz: wie es in einem deutschen Gedichte heißt: mit des Geschickes Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten.“

„Das ist freilich wahr,“ sagte sie, „aber an so etwas darf man nicht denken, sonst gäbe es überhaupt kein Glück.“

„Wie nun?“ fragte ich. „Wenn der Kapitän ein Gott wäre, da würde doch nichts zu besorgen sein. Er würde die Kautions leicht stellen können und seine Liebe immer vor allem Unfall und jedem Wechsel schützen.“

Das Fräulein zuckte die Achseln.

„Oder stellen wir die Sache noch einfacher,“ fuhr ich fort.

„Der Kapitän ist kein Gott.“

„Nein, wahrhaftig nicht,“ sagte sie, mich unterbrechend.

„Oft denke ich, er möchte ein Elender sein. Gestern ging er mit Fräulein della Rocca auf der Piazza spazieren.“

„Also einfacher stellen wir die Sache so: Sie lieben nicht den Kapitän, der kein Gott ist, sondern Sie lieben Gott selbst anstatt des Kapitäns. Dann kann Ihnen nichts geschehen. Das ist die Meinung Platons von der wahren Liebe, von der glücklichsten. Denn so unverständlich war ja Platon nicht, daß er nicht auch die geringeren Arten hätte kennen sollen. Er wußte wohl, daß für den gewöhnlichen Menschen schon die Liebe zu einem andern Menschenkinde ein Glück ist, freilich ein Glück von zweifelhafter Dauer und zweifelhaftem Wert. Die höchste Liebe aber, die des Weisen würdig, sei allein die Liebe zu Gott, so sagte er.“

Das Fräulein zuckte wieder die Achseln. „Sie sprechen wie mein Beichtvater. Wie kann man Gott lieben? Monsieur Platon scheint mir nichts zu sagen, da er zu viel sagt. Mir wird schon die Liebe zu meiner Patronin, der heiligen Mar- garita, sehr schwer, da sie so hoch steht und ich sie nicht kenne.“

„Freilich, kennen muß man, was man liebt,“ sagte ich. „Des- halb ist ja auch vollkommene Weisheit die Vorbedingung der rechten Liebe, und die Gott nicht kennen, können ihn nicht lieben. Ihn kennt aber niemand so recht, und auch der Weiseste

ist Gott gegenüber nur ein Unwissender. Darum ist ja auch das rechte Glück so selten, ja vielmehr gar nicht zu finden auf Erden.“

„Ja, wie sind die Menschen?“ sagte das Fräulein seufzend. „Ein jeder liebt nur sich selbst. Alle sind auf ihren eigenen Vorteil bedacht, Egoisten sind sie alle, und um das Glück seines Mitmenschen bekümmert sich keiner, wenn er nur für sein eigenes Glück sorgen kann.“

„Wirklich? Sorgen alle für ihr eigenes Glück?“ fragte ich.

„Das wissen Sie doch selbst recht gut.“

„D,“ sagte ich, „ich habe oft sagen hören, die Menschen seien Egoisten und nur auf ihren eigenen Vorteil und ihr eigenes Glück bedacht. Aber ich habe bis jetzt noch keinen Menschen getroffen, der mit seinem Glücke zufrieden gewesen wäre, deshalb denke ich, daß es mit der allgemeinen Rede vom Egoismus auch wohl so sein wird, wie mit so vielen anderen Reden, daß sie nämlich auf einem Mißverständnis beruht.“

„Das doch nun wohl nicht, und ich erlaube, daß Sie nicht zugeben wollen, die Menschen seien Egoisten und liebten nur sich selbst.“

„Glauben Sie denn auch, daß die Menschen sich selbst kennen? Denn wir sahen doch, daß man kennen muß, was man liebt. Ich komme nämlich deshalb darauf, weil ich so oft gesehen habe, daß die Menschen zwar eifrig bestrebt waren, sich einen Vorteil und ein Glück zu verschaffen, nachher aber dadurch, daß sie es erlangten, noch unglücklicher wurden, als sie vorher gewesen waren. Oder haben Sie die Erfahrung ge- macht, daß die Menschen glücklich werden durch ihren so ge- nannten Egoismus? Mir scheint es so, als ob die Menschen sich selber gar nicht kennen und sich selbst durch falsche Wünsche unglücklich machten.“

„Das ist nun wieder wahr. Die Meisten haben thörichte Wünsche. Leider Gottes sieht man ja erst dann, was man falsch gemacht hat, wenn es zu spät ist. Oder ist es nicht merkwürdig, mein Herr, daß wir die Verhältnisse unserer Freunde immer recht gut zu beurteilen wissen und sehen, wo sie Fehler machen? Viel besser als bei uns selbst? Aber das ändert die Thatsache nicht, daß alle Menschen Egoisten sind. Ich habe eine alte, reiche Tante, die mir recht gut die 40,000 Franken geben könnte, aber es fällt ihr nicht ein, und im Gegenteil stachelt sie noch meine Mutter auf, das Verhältnis mit dem Kapitän zu hinterreiben. Ach, mein Herr, Sie kennen die Menschen nicht!“

„Nun, vielleicht sind die Menschen wirklich Egoisten. Aber dann müssen Sie mir doch zugeben, daß es verschiedene Arten von Egoisten giebt, glückliche und unglückliche. Einige nämlich verstehen ihren Vorteil gut, andere verstehen ihn nur mittel- mäßig, und wieder andere verstehen ihn gar nicht, sondern treiben sich mit ihrem Egoismus selbst in das größte Elend.“

„Gewiß, einige sind klug, und die meisten sind dumm. Ach, ich fürchte, daß ich zu den letzteren gehöre, denn ich bin sehr unglücklich.“

„Ich denke, mein Fräulein, daß wir beide wohl, wie fast alle Menschen, zu den mittelmäßigen Egoisten gehören, nämlich zu denen, die zwar gern glücklich werden möchten, aber nicht recht wissen, wie sie das anfangen sollen. Uns fehlt eben die vollkommene Weisheit. Zu unserm Troste will ich jedoch bemerken, daß ich weise Menschen überhaupt noch niemals ge- sehen habe, sondern nur solche, die sich einbildeten, es zu sein. Nur ein Weiser könnte wohl ein rechter Egoist sein, nämlich ein solcher, der sich selbst und seine Bedürfnisse recht kennt und sich die Mittel zu seinem Glücke zu verschaffen wüßte. Es ist aber ein alter Satz, den alle Religionen lehren und dem auch noch niemals mit Erfolg widersprochen worden ist, daß das Glück des Menschen in seiner Güte besteht, schlechte Menschen aber niemals glücklich sein können, da ihnen der Friede der Seele fehlt. Wer also ein geschickter, tüchtiger und erfolgreicher Egoist sein will, der muß vor allem danach trachten, gut zu werden. Wir aber verstehen unter einem Egoisten fälschlich einen Menschen, der das Eigene liebt.“

„Fälschlich? Ganz richtig verstehen wir unter einem Egoisten einen solchen, der nur sich selbst liebt.“

„Aber, was ist denn die Liebe, mein Fräulein? Ist es nicht der Wunsch nach innigster Vereinigung mit irgend einer Person oder einem Gegenstande, die wir für schön halten? Wenn Sie den Kapitän lieben, wünschen Sie da nicht, ihn zu heiraten und immer mit ihm vereinigt zu leben? Und wenn ich von jemandem sage, er liebe die Malerei oder liebe die Bildhauer- kunst, nehme ich da nicht an, daß er wünscht, in möglichster Vereinigung mit diesen schönen Künsten sein Leben zuzubringen? Denn es giebt doch Menschen, deren Streben mehr auf die Kunst als auf die Ehe gerichtet ist. Und wenn ich von jemandem sage, er liebe das Geld, bezeichne ich damit nicht einen Menschen, dem das Geld wichtiger und lieber ist, als alles andere, und der den Wunsch hat, möglichst viel von dem schönen Gelde zu besitzen? Hierin, in Erreichung dessen, was sie lieben, suchen alle ihr Glück. Wenn ich nun aber von einem Menschen sage, er liebe sich selbst, so nehme ich doch von ihm an, daß er in möglichst inniger Vereinigung mit sich selbst leben möchte, weil er sich für schön hält, körperlich und geistig. Das kann für ihn ja auch ein großes Glück sein, nämlich, wenn er mit sich selbst, mit seiner Gesundheit, seinem Verstande und allen seinen Eigenschaften zufrieden ist. Viele Menschen aber werden, mit sich selbst vereinigt, nicht eben in guter und schöner Ge- sellschaft sein und werden das auch bemerken. Wenn sie krank sind, möchten sie gern ihre Krankheit los sein, wenn sie ein schlechtes Gewissen haben, möchten sie sich gern beruhigen, wenn sie in Sorgen und in Not sind, möchten sie gern erlöst und befreit sein. Ebenso puzen sie sich heraus und schminken sich, weil ihnen ihre Schönheit nicht genügt. Also nicht eigent- lich sich selbst und das Eigene lieben sie, denn ihre Krank- heiten und Sorgen und Häßlichkeiten sind doch auch ihr eigen, sondern sie lieben sich nur, insofern sie schön und gut sind, und lieben das Eigene nur, insofern es schön und gut ist. Oder lassen wir uns nicht selbst unsere eigenen Beine oder Arme ab- schneiden, wenn wir überzeugt sind, daß das notwendig ist, um unser Leben zu erhalten? Und geben wir nicht unser Leben selbst, das letzte Eigentum, hin, wenn die Ehre es gebietet oder wenn wir das Leben des Geliebten damit erkaufen können? Wenn wir es also für schöner und besser halten, zu sterben, als leben zu bleiben? Glauben Sie nicht, daß der Kapitän sein Leben opfern würde, wenn Ihre Rettung es verlangte?“

„Wäre er gestern nicht mit Fräulein della Rocca auf der Piazza gewesen, so würde ich das allerdings vor ihm behaupten.“

„Wie wir uns also auch drehen und wenden mögen, immer kommen wir wieder darauf zurück, daß die Liebe zu Gott die

einziges ist, die wahres Glück verbürgt. Denn Gott ist der Inbegriff alles Guten und Schönen. Der klügste Egoist kann nichts Besseres thun, als fromm sein. Ja, noch mehr, ich behaupte, daß überhaupt alle Menschen nichts anderes thun, als Gott lieben."

"D, mein Herr, Sie denken zu gut von den Menschen." "Ich denke, daß die Menschen gar nicht gefragt werden, ob sie Gott lieben wollen oder nicht, sondern daß sie alle ihrer Natur nach danach streben müssen, ihn zu erkennen, daß aber mit der wachsenden Erkenntnis Gottes auch die Liebe zu ihm wächst. Oder was denken Sie davon, daß niemand den Tadel verträgt und jeder sich über das Lob freut, so sehr, daß selbst die Schlechtesten immer noch bestrebt sind, ihre Schandthaten in ein günstiges Licht zu stellen, zu entschuldigen und für Thaten des Mutes und der Klugheit auszugeben, daß auch die Häßlichsten sich noch bemühen, ihre Mißgestalt zu verbergen? Haben Sie jemals gehört, daß ein Mensch sich seiner Schlechtigkeit rühmte, indem er sie Schlechtigkeit nannte? So vertragen sie alle eine gute Kenntnis des Guten und Schönen und vergessen nur, von Irrtum, Leidenschaft und Krankheit getäuscht und irreführt, im Drange des täglichen Lebens ihr besseres Wissen. Denn niemand trachtet danach, unglücklich zu werden, sondern bei allen seinen Handlungen, auch bei den größten Verbrechen, bildet der Mensch sich ein, das, was er nun thun wolle, sei in irgend einer Weise zu seinem Vorteil und diene zu seinem Glück. Sieht er genau ein, daß eine Handlung, die er überlegt oder auch in der Leidenschaft ausführt, zu seinem eigenen Nachteil führen wird, so unterläßt er sie. Leidenschaft aber bedeutet wohl eben den Mangel an Ueberlegung. Und in diesem Sinne sind freilich alle Egoisten, und wir kommen wieder zu der Einsicht, daß der weiseste und beste Mensch auch der klügste Egoist sein wird."

"Das klingt auch beinahe so, wie mein Beichtvater spricht. Nur sagt er, daß wir nicht uns selbst, sondern unsern Nächsten lieben sollen."

"Wir sollen unsern Nächsten lieben wie uns selbst, sagt das Christentum, und, in der That, wir thun das auch. Denn wie wir schon gesehen haben, lieben wir uns selbst, insofern wir gut sind, hassen uns aber, insofern wir schlecht sind. Unter dem Bilde der Schönheit aber sehen wir das Gute, während uns das Schlechte häßlich vorkommt. So aber lieben wir auch unsern Nächsten. Denn wir lieben ihn, insofern wir Gutes von ihm empfangen und er uns deshalb schön erscheint, hassen ihn aber, wenn er uns Leid zufügt und uns deshalb häßlich erscheint. Hassen und häßlich sind verwandte Wörter."

"D, mein Herr, so lehrt das Christentum nicht, sondern es lehrt uns unsere Feinde lieben."

"Diejenigen, die unsere Feinde sind, oder nur diejenigen, die wir dafür halten?"

"Das ist doch wohl kein Unterschied."

"D, mein Fräulein, unsere besten Freunde sind nicht selten unsere schlimmsten Feinde, und unsere Feinde unsere besten Freunde. Aber wir halten gemeinlich solche Menschen für unsere Freunde, die mit uns dieselben Neigungen haben, mit uns dieselben Wege gehen und unsere Handlungen für richtig, unsere Worte für klug erklären. Für Feinde aber halten wir diejenigen, die nicht mit uns umgehen wollen, sich über uns lustig machen und unseren Plänen Hindernisse bereiten. Wer seinen wahren Freund von seinem wahren Feinde unterscheiden kann, der ist ein weiser Mensch, und eine wahrte Klugheitsregel lehrt, man solle seine Freunde so behandeln, als ob sie einstmals Feinde, seine Feinde aber so, als ob sie einstmals Freunde werden könnten."

"Das ist wahrhaftig wahr, mein Herr, und theoretisch gebe ich Ihnen zu, daß uns schließlich nichts anderes übrig bleibt, als Gott zu lieben. Aber wie man das machen soll, das weiß ich wirklich nicht."

"Ich wünschte, daß ich es wüßte, um es Ihnen sagen zu können. Aber ich denke mir die Sache folgendermaßen: die Liebe ist etwas Geheimnisvolles, ein Streben, das unserm Wesen eingeboren ist, von dem wir aber nicht wissen, woher es kommt. Eher können wir schon sagen, worauf es zielt, nämlich auf unser Glück. Wie die Menschen nun verschieden sind, so ist auch ihre Liebe verschieden, und ein jeder sieht das Glück auf seine eigene Weise, entsprechend seiner eigenen Natur, immer aber ist es die Schönheit, die zur Liebe lockt. Was wir nun gemeinlich Liebe nennen, nämlich die Liebe zwischen Mann und Weib, ist nur ein Teil des Ganzen und so eng verbunden mit der Liebe zu den Kindern, daß wir wohl sagen können, die Natur habe diesen Trieb in uns gelegt, um das Menschengeschlecht zu erhalten. So wäre denn diese Liebe im Grunde nichts anderes, als die Sehnsucht nach Unsterblichkeit, indem wir nämlich danach trachteten, unser Wesen und Sein, da wir doch alt werden und ins Grab sinken, in unseren Ebenbildern und Nachkommen zurückzulassen. Freilich zeigt sich bei den goldenen Naturen diese Liebe in anderer Weise als bei denen aus unedelm Metall, immer aber bleibt der Wille Gottes am leichtesten in dieser, allen Menschen gemeinsamen Liebe zu erkennen, weil sie sich täglich und in den verschiedensten Formen und Bildern allgemein und unaufhörlich zeigt und den deutlichsten Beweis dafür erbringt, daß der Mensch nicht sowohl sich selbst, als vielmehr das Schöne liebt und daß das Wort Egoismus inhaltslos ist. Giebt er sich in dieser Liebe doch einem andern hin, und zwar oft so sehr, daß er den Verlust des Geliebten nicht überleben mag, sondern freiwillig in den Tod geht. Aber nicht nur erhalten will die Natur das Menschengeschlecht, sondern sie will es auch bilden und veredeln, darum beschränkte sie die Sehnsucht nach Unsterblichkeit nicht auf die Liebe zwischen Mann und Weib, sondern dehnte sie aus, indem sie auch die Liebe zu den Kindern und den Wissenschaften in die Seelen der Auserwählten verpflanzte. Die Auserwählten aber sind solche, denen geistige Kinder noch köstlicher erscheinen als leibliche und die inmitten der Menge, die auf Grümbung und Erhaltung der Familie bedacht ist und darum auch der Liebe zum Gelde und zu angelegener bürgerlicher Stellung nicht entraten kann, am meisten darauf bedacht sind, unsterbliche Werke zu schaffen und der Nachwelt zurückzulassen. Freilich nennt man ihr Streben gemeinlich nicht Liebe, aber was ist das für ein geheimnisvoller Trieb, der den Künstler und den Gelehrten zwingt, sich in ein Werk zu versenken um der Schönheit willen, die seiner Aufgabe innewohnt? Denn ich rede hier ja nicht von den handwerksmäßigen Männern, sondern der echte Künstler wird berauscht von der Schönheit, die er mit geistigem Auge erblickt und der Welt zu zeigen trachtet. Nicht anders aber er-

geht es dem Dichter, insofern er Künstler und Denker zugleich ist, und dem Manne der Wissenschaft, ja wohl noch in höherem Maße, weil die Schönheit, die der Erkenntnis innewohnt, von noch feinerer Art ist, als die Schönheit, die mit sinnlichen Augen erblickt werden kann, und weil sie ahnen, daß die Kinder, die sie als unsterbliche Wahrheiten erzeugen, von noch höherer Bedeutung für die Nachwelt sein werden, als das schönste Gemälde oder Bildwerk. Alle nun, indem sie lieben, lieben Gott, am meisten aber lieben ihn die Auserwählten. So wenigstens verstehe ich es, wenn ich bedenke, daß wir Gott in den Gesetzen erkennen, die unser Sein regieren, und daß wir ihn lieben, indem wir eifrig bestrebt sind, uns in diese Gesetze hineinzuleben, um glücklich zu sein. In der innigsten Vereinigung mit dem Geliebten zu leben, um glücklich zu sein, ist ja das Ziel der Liebe. Göttlicher Natur freilich muß der Mensch sein, um die göttliche Schönheit als den Inhalt, Mittelpunkt und die bewegende Ursache aller der Triebe zu erkennen, die den Weltkreis und ihn selbst beherrschen. Wer sie aber erkennt, kann nicht umhin, sie zu lieben, und zwar mit einer Zubrucht, die um so viel mächtiger als alle irdische Liebe ist, wie der Gott höher steht als irgend ein Mensch."

"Das ist sehr schön gesagt," bemerkte das venezianische Fräulein. "Nun aber möchte es wohl Zeit sein, zurückzukehren. Lassen Sie uns an der Piazzetta anlegen, der Kapitän muß jetzt vom Arsenal zurückkommen. Wir sprechen wohl noch ein anderes Mal von der platonischen Liebe."

Montana Bills erste Liebe.

Von Ernst von Hesse-Wartegg.

(Schluß von S. 175.)

Nachdruck verboten.

Endlich waren die beiden Reiter beim Baum angelangt, aber ohne Halt galoppierten sie weiter. Von drüben her winkten die blinkend weißen langgestreckten Mauern des Forts, überhöht von dem Flaggenmast mit dem im Winde flatternden "Sternen und Streifen". Aber es war noch immer eine Stunde scharfen Rittes vor ihnen. Franks Pferd schien zu ermüden, so daß er ihm mit der Gerte einige Streiche versetzte. Das brachte Bill auf einen glücklichen Gedanken.

"Gebt mir die Gerte, Frank." Und während er sein Taschentuch an die Spitze derselben band und damit eifrig schwenkte, fuhr er fort: "Glücklicherweise hab' ich die Militärsignale von der Westpoint Akademie her noch in guter Erinnerung."

Seinem scharfen Auge entging es nicht, daß unmittelbar darauf eine weiße Flagge auf dem Signalmast im Fort emporstieg. "Gott sei gepriesen, sie haben uns verstanden, das erspart uns mindestens eine halbe Stunde Zeit!" Nun fuhr er während des schärfsten Galopps nach bestimmten Seiten mit seinem improvisierten Signalkode in der Luft herum.

Als einzige Antwort ertönte von drüben der dumpfe Donner eines Kanonenschusses. Bill atmete erleichtert auf. Er wußte, was dies bedeutete. Es war das Signal für die berittenen Pferdehuten draußen auf den Prairien, die wehenden Pferde sofort im Galopp nach dem Fort zurückzujagen. Bald sahen die beiden Reiter auch die Pferde rüdelweise über die weite flache Prairie dem Fort zueilen, wo sich, so viel sie wahrnehmen konnten, hastige Thätigkeit zeigte. Ein paar Minuten später jagten sie selbst schweiß- und schaumbedeckt über die weite Plaza des Forts und sprangen vor der Adjutantur von ihren Pferden. Sie sahen, man hatte im Fort keine Zeit verloren. Die Mannschafft war bereits am Sattel der Pferde, und die Offiziere standen um den Obersten herum, um ihre Befehle zu erhalten. Dieser selbst, ein noch junger, stattlicher, schlanker Mann, schritt freudig überrascht auf Montana Bill zu. "Ach! welche Freude! Ihr seid es! Aber was giebt es denn, warum habt ihr uns alarmiert?"

Bill erzählte dem Obersten die wichtige Neuigkeit.

"Danke euch, Bill! Wir werden ihnen die Hölle geben!"

Damit gab der Oberst dem Befehl zum Ausmarsch. Die Trompetensignale schmetterten über den weiten Hof. Keine Musik hätte Montana Bill lieblicher in die Ohren geklingelt, als diese Signale, und doch knirschte er mit den Zähnen und ballte die Fäuste und stampfte mit den Füßen, als er die buntdruckte lärmende malerische Scene vor ihm beobachtete. Es ging ihm alles nicht rasch genug, obgleich die Mannschafft, schon mit ihren Karabinern und Säbeln bewaffnet, neben ihren gefattelten Pferden standen. Aber endlich waren die beiden Eskadronen im Sattel, in Reih und Glied, die Offiziere vor der Front, Adjutant, Trompeter und Ordnonnanz neben dem Obersten. Hinter den langen Linien der Mannschafft standen die Maultiere mit der Reservemuniton und die Sanitätsleute — Zeichen, daß ein harter Strauß zu erwarten stand.

Noch ein Trompetensignal und die Kolonne befand sich im Marsch. Im munteren Trab ging es über die Ebene gegen Bills Farm zu. Der Oberst hatte Bill an seine Seite geladen, und während des Rittes machte dieser ihn mit den Terrainverhältnissen und der ganzen Disposition der Farm bekannt.

Frank war nicht an seiner Seite geblieben. Er hatte die erste Schwadron vorausreiten lassen und ritt in furchtbarer Erregung neben den Kolonnen der zweiten Schwadron einher. Jetzt, wo er seine Lieben in so schrecklicher Gefahr wußte, wo er erkannte, daß er selbst vielleicht dem Tode entgegenritt, jetzt war er wieder zum Manne geworden. Wie wenn sie zu spät kämen! Wie wenn die Farm schon von den elenden blutdürstigen Rothäuten gewonnen wäre, wie wenn seine holde, liebe Schwester diesen Bestien in die Klauen fiel! Er schauderte. Bald hielt er sein Pferd an und lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit, ob nicht etwa Schüsse zu hören wären. Aber vergeblich, denn das Getrappel der vielen Pferde und das Geräffel der Säbel überläute jedes andere Geräusch. Dann ritten ihm die Schwadronen nicht schnell genug, und eben im Begriff, zu Bill vorwärts zu sprengen, hörte er seinen Namen rufen.

"Hallo, M. Ellis, seid nicht so eilig! Bleibt ein wenig hier. Wie geht's?"

Ein junger Lieutenant war's, der ihm mit diesen Worten die Hand so gleichmütig entgegenstreckte, als wären sie auf den Commons in Boston und nicht inmitten des wildesten Teiles der Territorien zwischen den Felsengebirgsketten.

Frank sah auf und erkannte in dem Offizier einen ehemaligen Schulkollegen, der eben hierher kommandiert worden war. Er klärte den letzteren in Kürze über die gefährvolle Situation auf, in der seine Lieben schwebten, und klagte über die Langsamkeit des Marsches.

"Seid unbesorgt, M. Ellis. Seht ihr jene Erdwelle vor uns? Ihr wißt, dahinter liegt die Farm. Wenn wir den Fuß dieser kleinen Erhebung erreicht haben, wird der Oberst schon das Nötige veranlassen."

Bill hatte während des Rittes dem Obersten gemeldet, daß der tollkühne Apache Charley wohl gleichzeitig mit den Kavalleriekolonnen dort eintreffen würde. Dann verabredeten sie, die Mannschafft zu teilen und von verschiedenen Richtungen her im Galopp die Attacke auf die Farm auszuführen. Während des Gesprächs hatte Bill seine Blicke mehrmals über den Horizont schweifen lassen, und kaum hatte er geendet, so stieß er einen Freudenruf aus. "Dort sind sie!" rief er dem Obersten zu und deutete mit ausgestrecktem Arm auf ein paar schwarze, in eine Staubwolke gehüllte Punkte. "Das ist Charley! Hurra! Jetzt sollen die Hölle Hunde die ärgsten Prügel kriegen, die sie jemals erhalten! Hurra!"

Die Staubwolke kam immer näher, und Bill zählte zwölf, zwanzig, vierzig, achtzig, über hundert Reiter, ihnen voran ein einzelner Caballero, der ihm aus der Ferne mit dem breiten Schlapput zumdachte. Aber ohne aufzuhalten, ohne die Kavallerie abzuwarten, sprengten die Reiter wie die wilde Jagd im rasenden Galopp vorbei, der Thalmulde zu, durch welche man auf einer Seite die Farm erreichen konnte. Für diese wilden zähen tapferen Burtschen gab es keinen Halt, und niemand hätte Apachen Charley Halt überhaupt gebieten können! Er hatte die kühnsten, wackersten Reiter, die wildesten Burtschen vom Rio San Matteo aufgeboden. Jeder von ihnen hatte den Rothhäuten irgend eine Schuld abzu zahlen, bei jedem hatten die roten Hunde etwas auf dem Kerbholz. Voll Enthusiasmus waren sie Charley gefolgt, der wie eine Furie ihnen voranleite, um der erste auf dem Platze zu sein und die erste Rothhaut niedermachen zu können.

Der Oberst sah besorgt diese tolle Menge von Reitern an ihm vorübergaloppieren, denn waren wirklich alle Indianer von der Reservation losgebrochen, dann mochten mehrere hundert Krieger hinter dem Hügel zur Stelle sein, und dann könnten die tollen Cowboys gar leicht den kürzeren ziehen. Aber nun gab es kein Zögern. Den Säbel aus der Scheide reißend, und die Zügel des Pferdes kürzer fassend, sprengte der Kommandant etwas voraus, um einen Ueberblick über die Prairie zu gewinnen, und sah im gleichen Momente auch die ersten Indianerkundschafter hinter der Erdschwelung auftauchen. Nun ließ er die Schwadronen aufmarschieren und das Signal zum Galopp blasen. Die Säbel raselten aus der Scheide, und die wackeren Reiter flogen über den harten Prairieboden, daß er dröhnte. Bill war selbst dem Obersten vorausgeritten, so sehr drängte es ihn, Gewißheit zu bekommen. Allein galoppierte er zwischen den Militärskolonnen und der Horde der Cowboys dem gleichen Ziele zu. Er dachte nicht an seine Farm, nicht an die Indianer, er dachte überhaupt an gar nichts, sondern sah nur ein paar große dunkle Augen vor sich, die ihn kindlich naiv anblickten — die Augen Marys. Was war sie ihm, daß er so ganz von ihr eingenommen schien? Er war ihr doch nur einmal begegnet, gestern abend! Und doch hielt er sich fast verpflichtet, nun für sie zu sterben, vor ihren Augen! Er hatte während des Galopps seinen Sechsläufer aus der Satteltasche gezogen und hielt ihn krampfhaft in der Faust. Nun hörte er deutlich das Geknatter zahlreicher Flintenschüsse. Die Indianer waren also noch auf dem Platze, und Apache Charley mußte seinen Angriff unternommen haben; das gelbe Kriegsgeschrei der Rothhäute drang zu seinem Ohr, dazwischen das Hurra der Cowboys, und einige Schritte weiter lag das ganze graufige Schlachtfeld vor ihm. Ein tiefer Seufzer der Erleichterung entquoll seiner Brust! Die Farm war noch nicht genommen! Ringsum wogte der Kampf, denn die Kolonnen der Cowboys, allen voran Apache Charley, waren wie die lebhaftigen Teufel zwischen die Rothhäute gefahren und schossen wie besessen. Es wurde mit gar keinen anderen Waffen gekämpft, als mit Revolver und Gewehr, und das Geknatter war betäubend. Bill sah nichts als ein Gewühl von Menschen und Pferden, Rothhäute und Cowboys waren ineinander geraten und beinahe handgemein geworden. Rasch blickte sich Bill nach den Kavalleristen um, denn schnelle Hilfe von der Flanke her war nötig. Aber die Schwadronen waren, den Obersten voran, schon dahin abgezogen und chargierten die Indianer mit blanker Waffe. Das Geschrei und Schießen wurde immer lebhafter, und schon bedeckten zahlreiche Verwundete den Boden. Zu seiner Freude sah Bill, daß auch aus den Fenstern der Farm eifrig gefeuert wurde, ein Beweis, daß die Insassen noch am Leben waren. So jagte er denn mit verhängten Zügeln auf die Farm zu, aber noch ehe er das Kampfgetümmel erreichte, bemerkte er, daß zwei der Rothhäute das Dach derselben erklimmen hatten und nun von oben ihr Feuer auf die Verteidiger forsetzen wollten. Er hielt sein schraubendes Ross an, und mit zwei Schüssen aus seinem guten Winchester machte er diesem Vorhaben ein Ende. Dann ging's wieder vorwärts, über Pferdeleichen und verwundete Rothhäute auf die dichteste Gruppe zu, wo Apache Charley sich wie ein Tiger schlug. Seine Patronen waren verschossen, und er mußte sich mit seinem Gewehrlauf gegen die Tomahawks und Streitkolben der Indianer wehren. Freilich kamen ihm einige Soldaten zu Hilfe, aber diese mußten sich erst durch den Knäuel von Rothhäuten durcharbeiten. Tobesmächtig stürzte Bill auf diese Gruppe; er sah nur grinsende, scheußlich bemalte Fratzen, er sah durch den Pulverdampf blühende Tomahawks, aber sein Revolver schuf ihm eine Bresche, und Apache Charley war befreit. Er hatte einem halben Duzend der Wilden den Garaus gemacht, Frau und Kind waren gerächt!

Aber noch galt es, drüben die Gruppe junger kräftiger Krieger zu brechen, gegen die der Oberst selbst mit einer Schwadron vergeblich angepörrt war. "Vorwärts, Bill, dorthin!" Charley hatte einem verwundeten Kameraden den Patronengürtel abgenommen und frisch bewaffnet galoppierte er zu den attackierenden Reitern, um sich diesen anzuschließen. Bill ihm nach. Da hörte er plötzlich den Schrei einer weiblichen Stimme von der Farm herüberhallen. Sein Pferd herumwerfend, jagte er dorthin. Er glaubte an einem der Fenster Miß Ellis zu erblicken, heftig gestikulierend. Nun sah er auch die Ursache: Frank Ellis war von seinem Pferde gestürzt und, mit einem Fuß im Bügel hängen bleibend, wurde er so auf dem Boden geschleift. Bill wurde rechtzeitig sein Retter. Er fing das Pferd auf und sprang selbst zu Boden, um Frank zu befreien. Aber in demselben Augenblicke fiel er lautlos nieder. Ein Indianer hatte ihm von rückwärts eine Kugel in den Leib gejagt und war nun herbeigesprungen, um sich Bills buschigen schwarzen Skalp zu holen. Grinsend senkte er sich

Zeichentafel anfärben, leicht über. Die Zeichnung wird dadurch scharf, liegt indes nur leicht auf, so daß wir möglichst vorsichtig mit der Arbeit umgehen müssen. Mit terra sienna, dem wir etwas Eisenbeinschwärz zusetzen, und dem entsprechenden Siccativ konturieren wir mit feinem Pinsel. Die Farbe trocknet auf dem Stoff so schnell, daß wir, sobald das letzte Stück der Zeichnung angezogen ist, das erste schon in den Schattenteilen anlegen können. Terra sienna wird mit Siccativ verdünnt, die hellen Töne leicht untermalt, die Schatten mit etwas dunklerem Ton nachgearbeitet und die gesamten hellsten Stellen freigelassen. Die Arbeit soll mehr als Skizze und nicht als ausgeführte Arbeit wirken.

Wollen wir indes weiter gehen, so können die Figuren farbig gemalt werden; die Kokotonege können mit brauner Seide in Stielstich, die Ornamente in Plattstich durchgeführt werden. Die Ausführung läßt einen so weiten Spielraum, daß das Bildchen, zuerst als Malerei gedacht, auch vollständig als Stickerei behandelt werden kann. Ist die Dekoration vollendet, so wird der Stoff zusammengeknäht (Fig. 2). An den Seiten ein Saum mit Schnur zur Aufnahme der Schnüre eingeschlagen. Die Schnur selbst an ihren Enden mit Ponpons versehen und der Tragebügel an den bezeichneten Stellen angehängt.

Für den letzteren nimmt man ein Stück Gurtband, das man mit Drell überzieht. Wir stecken die Büchse in das Futteral, schnüren an der Bodenseite fest zu. An der Seite des Büchschlusses bleibt ein Schlitz bis zum Deckel, damit bei der Benutzung der Ueberzug zurückgeschlagen werden kann.

Die Büchse kostet beim Blechschmied etwa 1,50 Mark. Der Drell, je nach Güte, entsprechend billig, die ganze Arbeit daher auch für ein Geschenk außerordentlich geeignet, ein Geschenk, das in den frühesten Stunden an die Geberin erinnert.* Der Inhalt beträgt etwa 3 1/2 Liter. Durch den luftdichten Verschluss bleibt der Proviant frisch, und die Blechbüchse ist beim Nachhauseweg ein bequemes Plätzchen zur Aufnahme von Feldblumen, die wir doch gern mit nach Hause nehmen, um Frühlingstreiben und Waldespracht in unsere engen vier Mauern heimzutragen. Oskar Hülker.

Garten und Haus.

Nachdruck verboten

Taufrisch glänzt der Morgen. Es ist eine Lust im Garten zu sein im wunderschönen Bonnemont Mai, um auf den vielen Beeten und Beetchen, die noch unbelegt sind, eine gefällige Gruppierung der Pflanzen herbeizuführen. An Material fehlt es ja nicht. Was bislang im Zimmer und Mistbeet verwahrt wurde, kann im Laufe des Mai hinauskommen und der Sonne und dem Winde ungehindert ausgekostet werden. Allerdings darf der Uebergang nicht schroff sein. Wir müssen schon vorher daran denken, die Pflanzen abzuhärten und zu gewöhnen, durch völliges Abnehmen der Fenster an trübigen Tagen, durch hohes Lüften und vermindertes Schattengeben bei sonnenhellem Wetter. Die Stubenpflanzen — auch die Gewächse, welche bislang im Keller standen — werden in den Schatten hoher Bäume oder Mauern gebracht und dort durch einen achtstägigen Aufenthalt gehärtet.

Viel kommt bei der Gruppierung darauf an, daß wir beim Aussetzen uns die Größenverhältnisse vorstellen, welche die Pflanzen einnehmen können — also nicht zu eng — aber auch nicht zu weit pflanzen, viel aber auch, daß die Beete ordentlich vorbereitet werden. Beete, auf denen Bananen wachsen sollen, die für Cannas bestimmt sind, für Caladien, für den Riesentabak, sind 3/4 bis 1 Meter tief auszuscharren, unten 1/2 Meter hoch mit frischem Pferdeaberg, der sehr einzutreten ist, oder mit Laub zu versehen und dann mit guter Erde zu füllen. Dünger und Laub erwärmen sich und geben den Pflanzen Bodewärme, welche für eine rasche, tropische Entwicklung derselben unerlässlich ist. Fuchsin, Knollenbegonien, insbesondere alle Blütenpflanzen brauchen nicht so gewichtige Vorkehrungen. Das Beet 1/2 Fuß hoch mit guter Erde bedeckt, und sie sind zufrieden. Pelargonien verlangen auch das kaum. Sie blühen besser in magerem Boden, ja sie müssen, wenn man ihnen keinen sonnigen Stand anzuweisen vermag, in den Töpfen bleiben und später öfter mit den Töpfen aus der Erde herausgenommen werden, damit die Störung sie zwingt, Blüten statt Blätter zu treiben. Die gefülltblühenden Pelargonienarten eignen sich nicht so besonders für Blumenbeete, wie die einfachen Sorten, und unter diesen wieder Vesuvius, Golden Vesuvius, Henry Jacobi, sowie Black Vesuvius und General von Werder. Letztere beiden sind noch neu.

Eine Konkurrenz, an die man nicht im Traume gedacht hat, erwächst den Pelargonien in den — Georginen und zwar den einfachblühenden. Diese sonst so hochwachsenden Gewächse sind durch Züchtungen, welche in England durchgeführt wurden, dahin gebracht, niedrig zu bleiben. Trotz großer Blütenfülle und trotz der Größe der einzelnen Blüten, werden sie kaum höher als Pelargonien, sind in derselben Weise nahezu zu verwenden, und da sie sehr einfach zu überwintern sind, da sie außerdem über eine ungemein reiche Farbenskala verfügen — Gelb, Weiß, Rot in den verschiedensten Nuancen — so werden sie in Kürze eine hervorragende Rolle in unseren Gärten spielen

* Zur größeren Bequemlichkeit sind für die ausführenden Damen Blechbüchsen und Drell, letzterer mit fertiger Aufzeichnung für den Preis von Mark 3, nach auswärts Mark 3,50 gegen Einzahlung des Betrages, portofrei durch Frau Anna Hülker, Berlin S., Alexandrinenstraße 38, zu beziehen.

und der Georgine, deren Ansehen gewaltig niederging, wieder zu neuen Ehren verhelfen. Ebenso große Aufmerksamkeit wie den Zwergdahlien wird den neuen Gladiolen, den Gladiolus Nanceianus, zu teil. Es sind dies Gladiolen, die wie die übrigen behandelt werden, d. h. deren Knollen im Mai auf nahrhafte Beete 10 Cent. tief zu legen sind, aber diese Gladiolen haben viel größere Blüten als ihre älteren Verwandten; die Blüten öffnen sich weiter, sind farbenprächtiger, grazioser und gleichen viel mehr den schönsten tropischen Blüten, den Orchideen und Aroiden. Ohne Zweifel werden diese Gladiolen, wenn sie erst billiger sind, die anderen Arten allenthalben verdrängen.

Ganz reizend ist es im Garten, wenn sich auf dem Rajengrunde von Rose zu Rose, von Fuchsie zu Fuchsie oder sonst beliebigen niedrigen Kronenbäumchen von Stamm zu Stamm Guirlanden ziehen und die ganze Pracht des Gartens gewissermaßen umarmen. Schlingpflanzen für solche Guirlanden giebt es hinreichend, aber nicht alle befriedigen. An etwas schattigen Stellen z. B. gedeihen die wenigsten, nur Pilogyne suavis, diese zierlichste der Schlingpflanzen, vermag hoch zu wachsen und armdicke, grüne Bänder zu bilden. An sonnigen Stellen ist die Passionsblume (Passiflora), die wir ja häufig ohne viel Glück im Zimmer ziehen, ganz ausgezeichnet. Es ist schier erstaunlich, wie bald sich diese Pflanzen, sobald sie in guten Boden ausgepflanzt sind, bei einigermaßen warmem Wetter entwickeln und von Juni, Juli ab die großen blauen oder



Aus Wilhelm Hauffs: Die Bettlerin vom Kant der Aris. Josephine entschließt sich bei Froeben zu bleiben. Zeichnung von Fritz Bergen.

weißen, merkwürdig geformten Blumen mit ihrem köstlichen Wohlgeruch ohne Unterbrechung treiben. Die Cobaea scandens, die Ipomaea, Maurandia sind auch gute Schlingpflanzen, blühen aber, wenn sie nicht sehr sonnig stehen, nur spärlich. Im Gemüsegarten und auch im Obstgarten muß sich das Schöne dem Nützlichen unterordnen. Unsere Phantasie und auch unsere Schaffenslust hat hier engere Grenzen; wir sind Rechner, und die praktische Hausfrau wird — gerade jetzt, wo vielfach der Grund zu den späteren Vorräten gelegt werden muß — nicht fehlen wollen. Sind auch die Kohlbeete bereits bepflanzt, es heißt eine zweite Ausaat Erbsen, Salat, Radies zu machen, es sind die Busch- und Stangenbohnen zu legen — von Stangenbohnen ist Don Carlos, von Buschbohnen Kaiser Wilhelm eine vortreffliche Sorte; es sind Gurken- und Kürbisferne zu pflanzen, in Töpfen stehende Gurken auszusetzen. Die Tomaten müssen ins Freie, kurz es giebt überall zu thun. Das erste Kompott giebt der Rhabarber, dessen dicken, saftigen Stiele wie Pilze aus dem Boden schießen und sich immer wieder erneuern, sobald wir die dicken Blütenfolben, die mit den Blättern hervordrängen, wenn sie sichtbar sind, abschneiden. Auch die Spargelernte beginnt — und damit der Kampf gegen die Spargelfliege durch Ausstechen weißer Stäbe, die mit Leim bestrichen sind.

Rätsel.

Ein deutscher Mann ist es gewesen,
Ein Dichter und ein Ritter wert,
Deß Namen noch die Nachwelt ehrt.
Sagt du's erraten, füg' hinzu
Ein Zeichen nur; alsdann wirst du
Was ich dir gerne wünsche — lesen.

R. Betten.

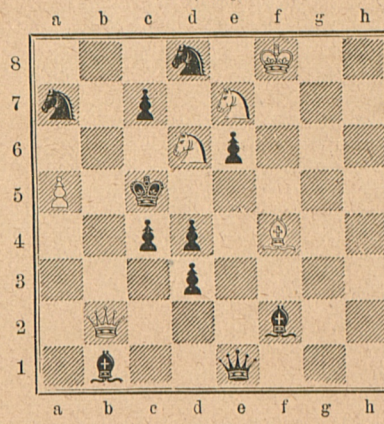
Luise Höber.

Schach.

Aufgabe Nr. 290.

Von F. Ribson.

Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der

Schach-Aufgabe

Nr. 288 Seite 159.

Weiß.
1. T f 1 — d 1.
Schwarz.
1. K e 5 — d 5 oder
— f 4.
Weiß.
2. D e 8 — b 5 oder
S f 8 — g 6 matt.
A.
Weiß.
1.
Schwarz.
1. Beliebig anders.
Weiß.
2. S. oder D. matt.

Auflösung des Nebens Seite 159.

r in G, deutsch R, nach römisch R Kraft, nach griechisch P Schönheit. Ringe, Deutscher, nach römischer Kraft, nach griechischer Schönheit. (Schiller.)

Auflösung der zweifelhigen Charade Seite 159.

Mehltau.

Auflösung der Aufgabe „Königszug“ Seite 159.

In einer Sternennacht,
Während rechts im fernen Dunkel
Goldne Sterne niedersinken,
Steigen Sterne mit Gefunkel
Hinter Bergen auf zur Künne.

Was sich läßt am Himmel sehen,
Beigt sich unten auch im Leben,
Sterne müssen untergehen,
Sollen Sterne sich erheben.
Adolf Hube.

Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 129.

Die Erbteilung.

Eine Witwe traf die letztwillige Verfügung, daß ihr Vermögen, das aus 46 800 Thalern bestand, in gleich großen Raten unter ihre Kinder verteilt werden sollte. Bald darauf brach eine verheerende Krankheit aus, deren Opfer sowohl die Witwe als auch gleichzeitig zwei der Kinder wurden. Infolge des Dahinscheidens der letzteren erben die Ueberlebenden 1950 Thaler mehr, als sonst geschehen wäre.

Wieviel Kinder hatte die Witwe?

Korrespondenz.

Berichtigung. Die am Schlusse des Modeberichts in Nr. 15 auf Seite 142 als Bezugsquelle genannte Firma Vast u. Comp. domiziliert nicht, wie irrtümlich angegeben, in Eberfeld, sondern in Krefeld.

Verchiedenes. G. v. S. Der Topas ist nicht besonders geschätzt; farblose und rosenrote Steine sind wertvoller als gelbe. Dr. R. K. in B. Cirloins (engl.) sind Leidenstüde.

Frau v. St. in B. Gerade in einem vielbesuchten Lutzsbade können Sie es mit der Garderobe halten, wie Sie wollen, es ist dort der weiteste Spielraum zwischen Einfachheit und Ueberschwenglichkeit der Toilette geboten; Damen, die in auffallender Toilette erscheinen wollen, wählen die besuchtesten Bäder, aber man kann hier auch so einfach und zurückgezogen wie möglich leben, da man in der großen Menge mehr verschwindet, als in einem kleinen Bade.

Haushalt und Küche. Frau S. V. in W. Versuchen Sie das Grabambrot nach folgender Vorschrift zu bereiten: Weizenklein wird bald nach seiner Bereitung mit lauwarmem Wasser zum Teige vernetet. Dieser wird in Stücke von ungefähr 500 Gramm geformt; nachdem sie ungefähr drei Stunden gelegen haben, werden sie gebacken. Statt des Weizenkleins kann man auch ein Gemenge aus 1 Teil Kleie und 5-6 Teilen Weizenmehl anwenden.

W. G. 90. Vermutlich ist das zur Fällung des Eisfahrankes verwendete Eis schlecht, aus unreinem, mit Schimmelkeimen durchsetztem Wasser gewonnen, daher der dumpe Geruch. Versuchen Sie letzteren durch zeitweiliges Abkochen von Schwefelsäure aus dem Schrank zu entfernen.

Abonn. in Eberswalde. Man kann nicht von einer besten Wäschrolle sprechen, wenn man nicht gleichzeitig weiß, was für Anforderungen man an eine solche stellt. Lassen Sie sich den illustrierten Preisconrant des E. Cohnschen Wirtschaftsmagazins, Berlin SW., Leipzigerstraße 88, kommen; Sie werden darin sicher eine Ihren Bedürfnissen entsprechende Wäschrolle finden.

W. F. Pressen zur Beerweinbereitung liefert Ph. Mayhahn u. Co., Berlin N., Chausseest. 2 E, und Frankfurt a. M. Den Pressen wird eine gedruckte Anweisung zur Bereitung von Beerweinen beigelegt.

G. B. in P. Das Gedeihen des Schimmelpilzes ist stets auf einen gewissen Grad von Feuchtigkeit zurückzuführen. Verfahren Sie wie früher, hängen Sie alle Kleider und andere Gegenstände einen Tag in die Sonne und lassen Sie dieselben gut reinigen. Dann reiben Sie die Schränke bis in alle Fugen mit halbweichem Brot ab und stellen Sie, wenn Sie die Kleidungsstücke wieder hineinbringen, am Boden des Schrankes ein offenes Gefäß mit trockenem Chlorealcium (nicht Chloralk!), in jeder Droguenhandlung erhältlich, auf. Das Gefäß überbinden Sie am besten mit Gaze und belassen es dauernd darin. Wenn nach längerer Zeit das Chlorealcium zerfallen ist, erneuern Sie dasselbe.

Wäsche, Garderobe und Schmuck. „Waschmaschine.“ Die Ansichten über Güte und Brauchbarkeit einzelner Waschmaschinen sind so verschieden, wie die über Nähmaschinen. Unter beiden giebt es große Auswahl von guter Konstruktion. Die gangbarsten werden auch hier die besten sein. Wir empfehlen Ihnen, sich eine den Bedürfnissen Ihres Hausstandes entsprechende Waschmaschine aus dem Preisconrant von E. Cohn, Hoflieferant, Berlin, Leipzigerstraße 88 auszuwählen.

G. L. in St. Das Gefrieren der Wäsche ist ohne Frage stets schädlich für die Haltbarkeit derselben, da die Eiskrystallen die Gewebefasern zerreißen, außerdem beim Abnehmen hartgefrorener Wäsche diese leicht bricht.

Anfragen. Z. S. in B. bittet um eine reelle Bezugsquelle für Reithemer Platten. Wir bitten eine besser unterrichtete Leserin um eine bezügliche Mitteilung.

Neues vom Bichertisch.

Wilhelm Hauff. Es sind fast neunzig Jahre verfloßen, seit der Dichter des „Lichtenstein“, der „Memoiren des Satan“, der unvergleichlichen „Märchen“ und zahlreicher reizvoller Romane das Licht der Welt erblickte, es sind vierundsechzig Jahre dahingegangen, seit der sinnige, liebenswürdige Dichter in der Blüte seiner Jugend von uns geschieden, und noch immer lebt er unter uns in seinen Werken voll reizender Heiterkeit, erfüllt und durchdrungen von echt poetischer Empfindung, anmutig in der Erzählung, lebensvoll und überzeugend in der Gestaltung, lauter und rein in der Gesinnung und Weltanschauung. Kaum je hat ein deutscher Dichter in so jungen Jahren zu so hohen und schönen Hoffnungen berechtigt, kaum einer in so kurzem Lebenslauf — ihm waren zum poetischen Schaffen nicht mehr als vier Jahre beschieden — eine solche Fülle köstlicher dichterischer Früchte gezeitigt: darum tragen aber auch seine Werke den unvergänglichen Charakter jugendlicher Schöne, unalternder Frische an sich, darum lesen wir noch immer seine Dichtungen mit dem vollen, warmherzigen Interesse, als seien es Schöpfungen von heute oder gestern. — Anhänger der neuesten Schule werden dem nicht bestimmen, werden Wilh. Hauff zu den schwächlichen und romantischen Autoren einer abgethanen Zeit werfen wollen — mögen sie immerhin! Sie werden dem deutschen Publikum seinen Liebling nicht verleidern, und was seine poetische Qualitäten anlangt, so legt, meinen wir, der Umstand, daß Männer wie Ludwig Uhland und Gustav Schwab seinen frühen Hingang als einen schweren Verlust für die deutsche Dichtung bezogen, vollwertiges Zeugnis zu Gunsten derselben ab. Nein — nein! Wohl uns, wenn wir aus der Hinterlassenschaft der Dichter unserer Jugend noch mehr so köstliche, edle, herzerwärmende und sittlich reine Werke besäßen, für die wir in jedem deutschen Hause, zumal wo eine tüchtige Jugend aufwächst, herzliche Empfänglichkeit wünschen. Die Liefersungsausgabe macht die Erwerbung bequem; möchte doch kein Familienvater, keine sinnige Hausfrau die kleine Ausgabe scheuen, um den Jüngeren einen bleibenden geistigen Schatz und fortwirkende Anregung zum Schönen, Guten und Edlen zu sichern.

Auf die neubearbeitete 3. Auflage von Dreht's Tierleben haben wir schon wiederholt die Aufmerksamkeit unserer Leserinnen gelenkt. Unter den uns letztgegangenen Büchern befindet sich der 3. Band derselben, welcher die Abteilung der Säugetiere beschließt und die Ordnung der Rüsseltiere (Elefanten), Unpaarzähler (Pferde, Nashörner, Tapire, Klippschliefer), Paarzähler (Straßen, Kamele etc.), Sirenen, Wal-, Beutel- und Gabeltiere enthält. Bei Durchsicht des Bandes bewundern wir von neuem die zahlreichen und naturgetreuen Abbildungen, die lebendigen und belehrenden Schilderungen, durch welche sich dieses Prachtwerk auszeichnet. Dreht's Tierleben ist eine Geistesarbeit von größter Bedeutung, ein Schatz unserer naturgeschichtlichen Litteratur, auf welchen wir Deutsche stolz sein können.

„Das Goethehaus in Frankfurt.“ Im Auftrag des Freien deutschen Hochstifts von H. Pallmann. Frankfurt, Verlag von Gebr. Knauer. Ein hübsches, allen Besuchern der alten Reichs- und Krönungsstadt, namentlich allen Goethefreunden willkommenes Büchlein. Es schildert die Räumlichkeiten des Goethehauses, wie solches aus dem Umbau, den der alte Rat Goethe in den Jahren 1755 und 56 vornahm, hervorgegangen ist. Nach dem Tode von Goethes Vater besaß es die Witwe noch bis 1795, dann ging es durch Kauf nach und nach durch vier Hände und gelangte endlich in den Besitz des Hochstifts, von dem es soweit möglich, in dem Zustande von 1795 wieder restauriert und mit zahlreichen Reliquien ausgestattet ist. Dem instruktiven Büchlein sind vier Grundrisse beigegeben.

Anna Gräfin Pongrácz: „Vom Wege.“ Wien, Verlag von Karl Gerolds Sohn. Kein kleine stimmungsvolle Erzählungen, in denen sich eine liebenswürdige Frauennatur und ein ausgesprochenes Talent für die künstlerische Darstellung von Welt und Leben offenbart. Einige dieser kleinen Skizzen, beispielsweise „Die Mama“, „Laczi-bácsi“ — eine Bernunstehe — sind kleine Meisterstücke und lassen uns von der Begabung der Verfasserin noch Bedeutendes erwarten.

„Kinder-Gartenlaube.“ Herausgegeben von Albert Richter. Band 10. Nürnberg, Verlag der Kinder-Gartenlaube. Die bekannte farbig illustrierte Zeitschrift, von dem wohlberufenen Schuldirektor A. Richter redigiert, bietet eine Fülle von Stoff zur Unterhaltung und Belehrung der Jugend im Alter von sieben bis fünfzehn Jahren und ist ein in jeder Beziehung löbliches Unternehmen. Auch der vorliegende 10. Band zeigt eine große Mannigfaltigkeit von prosaischen und poetischen Beiträgen. Der außerordentlich billige Preis wird die wünschenswerte Verbreitung dieser trefflichen Jugendzeitschrift gewiß erleichtern.

„Musikalischer Hausfreund.“ Blätter für ausgewählte Salonmusik. 3. Jahrgang. Leipzig, Verlag von C. A. Koch (J. Sengbusch). Pflege der Hausmusik, durch Darbietung sorgfältig ausgewählter, nicht allzu schwerer und neuer Kompositionen, das ist die Aufgabe, die sich die genannte musikalische Zeitschrift gestellt hat. Besonders verdienstvoll ist es, daß das Blatt vielen Erstlingswerken begabter junger Musiker den Weg in die Öffentlichkeit erfolgreich bahnt. Eine Musterung des reichhaltigen Inhalts wird dem trefflichen Blatte sicherlich weitere Freunde erwerben.

„Preußens Heer in Bild und Wort.“ Von 1619—1889. Bilder von Rich. Knüttel. Text von Feodor von Köppen.



Aus Wilhelm Hauffs: „Lichtenstein.“ Marie von Lichtenstein begegnet dem Pfeifer von Hardt auf der Klostertreppe in Blaubeuern. Zeichnung von Prof. K. Häberlin.

Mit 36 Bildern in Farbendruck und 35 Bignetten. 2. Auflage. Glogau, Verlag von R. Flemming. In fünf großen, lebendig und warm geschriebenen Artikeln schildert v. Köppen die Entwicklung des brandenburgischen Heeres bis zum Aufbau der Kriegsmacht des Deutschen Reiches, viele interessante Episoden aus dem Leben der preussischen Könige und Feldherren gefällig einmischend und durch kulturhistorische Details oft ein helles Licht über ganze Perioden werfend. Die fesselnde Darstellung wird in reizvoller Weise versinnlicht durch Knüttels meisterhafte Schlachtenbilder, militärische Genre-Szenen, historische Porträts etc., alle so charakteristisch und historisch treu, daß sich das Auge des Beschauers kaum satt an ihnen sieht. Allen guten Patrioten warm empfohlen!



Aus Wilhelm Hauffs: „Die Memoiren des Satan.“ Herr von Ratas und die Gesellschaft in den drei Reichsfronen zu Mainz. Zeichnung von W. Gause.

Kulinarisches vom Hummer.

Hummer zu kochen. In reichlich Wasser wäscht und büstet man die lebenden Hummer, legt sie auf den Rücken, facht sie beim Schwanz an und läßt sie, den Kopf voran, rasch in einen Kessel mit lebhaft kochendem, gesalzenem Wasser gleiten, deckt den Kessel rasch zu und beschwert den Deckel. Die Hummer werden auf diese Weise rasch und ohne lange Qualen getötet. Den Kessel rückt man zur Seite und kocht den Hummer langsam gar. Ein recht großer Hummer erfordert 1 Stunde zum Garwerden, mittlere 30 Minuten, während kleinere Hummer in 15—20 Minuten gar sind. Nicht rot werden die Hummer, wenn man während des Kochens ein glühendes Eisen in den Kessel hält. Ein Zusatz von Kümmel und etwas Butter beim Kochen macht den Hummer noch schmackhafter, auch kann man nach französischer Art einige Porreefrüchte, ein Petersilienbündel und eine Prife Cayennepfeffer dem Salzwasser zufügen. Hält man den Hummer für gar, so hebt man den Kessel vom Feuer, gießt einige Löffel voll kaltes Wasser hinzu, läßt den Hummer in der Brühe etwas abkühlen, trocknet ihn darin ab, bestreicht ihn auf einem Brette mit etwas feinem Del, legt ein anderes darauf, beschwert es und läßt den Hummer ganz erkalten. Dann spaltet man ihn der Länge nach, schlägt auf der unteren Seite die Scheren auf, legt ihn in einem Petersiliensaft auf eine Schüssel und reißt Essig und Del oder eine kalte pikante Sauce dazu oder verwendet ihn zu verschiedenen Speisen.

Hummer-suppe. (Fastensuppe.) 2—3 kleinere gefochte Hummer werden ansgebrochen, das kleine Fleisch wird zerhackt, die Beine und Schalen zerstoßt man und kocht alles auf gelindem Feuer in 2 1/2—3 Liter Milch unter Zusatz von etwas weißem Pfeffer, 75 Gr. frischer Butter und dem nötigen Salze 1—1 1/2 Stunde aus. Das Schwanzfleisch schneidet man in Würfel. Aus den geriebenen, durch ein Sieb getriebenen Hummereiern, die man mit 150 Gr. gewickelten Semmelkrumen in Butter abbrannt, bereitet man während dieser Zeit mit 4 Eiern, Salz, etwas Mustatnuß kleine längliche Klößchen, kocht sie in siedendem Wasser gar, legt sie mit den Hummerwürfeln in die Suppenschale und giebt durch ein Sieb die Suppe, welche man nach Belieben mit 3—4 Eigelben abzieht oder mit etwas Mehlschwitze durchkocht, darüber.

Schnitte mit falschem Hummer (englisch). 400 Gr. Chepstre-Käse wird gerieben, dann in einem Mörser mit 100 Gr. Hummerbutter oder mit frischer Butter fein gestoßen; im letzteren Falle setzt man 3—4 Eßlöffel voll Hummeressenz, immer aber eine Prife Cayennepfeffer, einen Theelöffel voll englisches Senfmehl, etwas Essig und Del (feines) zu gleichen Teilen hinzu. Gleichmäßig geschnittene Semmelstücken bestreicht man erst mit frischer Butter, darüber streicht man von der Masse. Diese Brötchen schmecken vorzüglich, sie eignen sich ebensowohl zum Frühstück wie als hors d'oeuvre für Mittag, für Abendessen und auch für den Theetisch.

Hummercroquettes. Die Masse zu diesen wie zu den weißen Croquettes muß man schon Tags zuvor bereiten, damit sie beim Formen steif genug ist. Zu den Hummercroquettes kann man das kleine Fleisch verwenden, wenn man das Schwanzfleisch zu Salat und dergl. benötigen will. Das Hummerfleisch, 1—1 1/2 Kilo, schneidet man in kleine Würfel, ebenfalls 1 Stück Kalbsmilch und 6—8 frische Champignons. Die Kalbsmilch blandiert man in siedendem Wasser, entfernt alle Häute und dämpft sie mit den Champignons in frischer Butter 5—10 Minuten. In der Champignonbutter schneidet man 1—2 Eßlöffel voll Mehl, giebt etwas Fleischbrühe, etwas feine Citronenschale, Salz, Mustatnuß, 2 Eßlöffel voll Kapern ohne deren Essig und 1/4 Liter Weißwein, in dem man 2 Blätter feinste weiße Gelatine auflöst, dazu, kocht dies bid ein, zieht die Sauce mit 4 Eigelben ab und mischt alles würflich Gefchnittene darunter, worauf man die Masse kalt stellt. Anderen Tages formt man 6—7 Cent. lange, wie ein Daumen dicke Würstchen daraus, dreht sie in Paniermehl, dann in Ei und nochmals in Paniermehl, dem man etwas Salz zuzusetzt, um und bädt sie schwimmend in Badfett (halb Butter, halb Schweineschmalz) schön goldbraun und legt sie zum Abtropfen auf Semmelstücken oder Fließpapier. Pyramidal angerichtet, krönt man die Pyramide mit einer hübschen Verzierung.

Hummerfricassee (amerikanisch). Einige feingehackte Schalotten schneidet man in Butter, fügt 1/4 Liter Weißwein, ebenjoviel Bäree von frischen Tomaten, 1/2 Liter kräftige Fleischbrühe, 1—2 Theelöffel voll Fleischextrakt und eine Prife Cayennepfeffer hinzu, bringt dies zum Kochen und läßt es etwas einkochen. Unterdessen schneidet man das Schwanzfleisch von einem großen oder zwei kleinen Hummern in feine Scheiben, das andere Fleisch in kleine Stücke, läßt dies in der Sauce 15 Minuten kochen; mit etwas von dem kleinen Hummerfleisch und den Hummereiern, feingehacktem Kalb- oder Schweinefleisch, Salz, Eiern, Semmelkrumen, feinen Kräutern bereitet man Farcellöschchen und kocht sie in Fleischbrühe gar. Die Hummerscheiben legt man im Kranz auf eine runde Schüssel, giebt das kleine Hummerfleisch und die Klößchen mit der Sauce in die Mitte und umgiebt das Ganze mit Blätterteigstücken. Auch in einem Reistrande kann man das Fricassee anrichten, dann legt man die besten Hummerscheiben ringsum auf den Reistrand.

Farciertes Hummer. Aus einem großen, nach Vorschrift gefochten Hummer löst man das Fleisch aus und legt die Schalen in Salzwasser; das Hummerfleisch wird fein gehackt, dann fügt man demselben einige feingehackte, in 75—100 Gr. Butter geschwitzte Schalotten, etwas Salz, Mustatnuß, einige mit etwas Citronenschale und Kräutern feingehackte Champignons und 4 Eier hinzu, verrührt dies alles gut über schwachem Feuer, füllt es in die gereinigten, abgetrockneten Hummerschalen, streut Paniermehl über die Farce, träufelt Krebs- oder Hummerbutter darüber und bädt sie bei mäßiger Hitze im Ofen. Man richtet die Hummer, von Blätterteig-Herons umgeben, an und giebt eine Krebsauce (Zuli 1881 Nr. 4 oder eine Drangensauce August 1881 Nr. 3) dazu.

Matelote vom Hummer. 1—2 mittelgroße Hummern werden gefocht und ansgebrochen, das Schwanzfleisch wird in Scheiben geschnitten. Die Schalen zerstampft man mit den vorhandenen Hummereiern, giebt 1 Flasche Weißwein darauf, fügt Schnittlauch, Petersilie, etwas Thymian, 1 Zwiebel, 2 Gewürznelken, 1 Lorbeerblatt, 4—5 Pfefferkörner, Salz und 2 Knoblauchzehen hinzu und läßt alles 1/2 Stunde kochen. 6—8 kleine Zwiebeln oder Schalotten, ebenjoviel kleine Karotten, hat man solche nicht, so schneidet man aus großen Karotten oder Möhren kleine Birnen oder Formen wie Niben (wie bei der Hibernoise September 1883) und kocht sie mit den Schalotten in einem anderen Liter Weißwein 1/2 Stunde, fügt dann Salz, das Hummerfleisch und etwas in Butter geschwitztes Mehl hinzu, giebt den Wein, worin die Kräuter und Schalen kochten, durch ein feines Sieb dazu, dämpft alles 15 Minuten und richtet die Matelote mit einem Kranz von gerösteten Semmelcroquettes an.

Hummerpastete. Hierzu bereitet man nach der Vorschrift vom April 1879 einen Blätterteig oder einen Teig wie zur Tumbale vom März 1886. — 3—4 kleinere oder 2 mittelgroße Hummer werden gefocht und ansgebrochen, das Schwanzfleisch wird in Scheiben geschnitten; das übrige Fleisch aus den Beinen und Scheren wird mit Krebs- oder Kalbsfleisch, auch etwas Schweinefleisch kann man verwenden, recht fein gehackt; man fügt eine feingehackte Schalotte, welche man in etwas Butter schwitzte, hinzu, macht von 2 Eiern in der Schalottenbutter ein dünnes Rührer, giebt dies, etwas Mustatnuß, geriebene Citronenschale, Salz, eine Prife Pfeffer, ein ganzes Ei, 50 Gr. Zwiebelkrumen und 2—3 Eßlöffel voll sauren Rahm hinzu und verrührt alles zu einer schmackhaften Farce. — 1—2 Stück blanchierte, enthäutete Kalbsmilch und 10—12 geschlossene Champignons dämpft man in Butter mit etwas Fleischbrühe und Salz gar und schneidet dies gleichfalls in Scheiben. Eine Pastetenform buttert man gut, legt noch Butterstücken hinein, legt eine Schicht von der Farce darauf, dann mit den Hummerscheiben abwechselnd die Kalbsmilch und Champignons und darauf die übrige Farce, setzt einen Deckel von dem Teig darüber, macht in der Mitte eine Oeffnung wie ein 10-Pfennigstück groß, setzt einen Teigrand darum, so daß er einen kleinen Schornstein bildet und bestreicht den Deckel mit geschlagenem Ei. Die Pastete bädt man im Ofen bei mäßiger Hitze 50—55 Minuten. Nach der Vorschrift vom November 1881 Nr. 4 bereitet man eine Hummersauce und giebt davon einen Teil vor dem Anrichten durch einen feinen Trichter in den Teigrandstein. Die übrige Sauce giebt man in einer Sauciere nebenher.